

Taras Schewtschenko

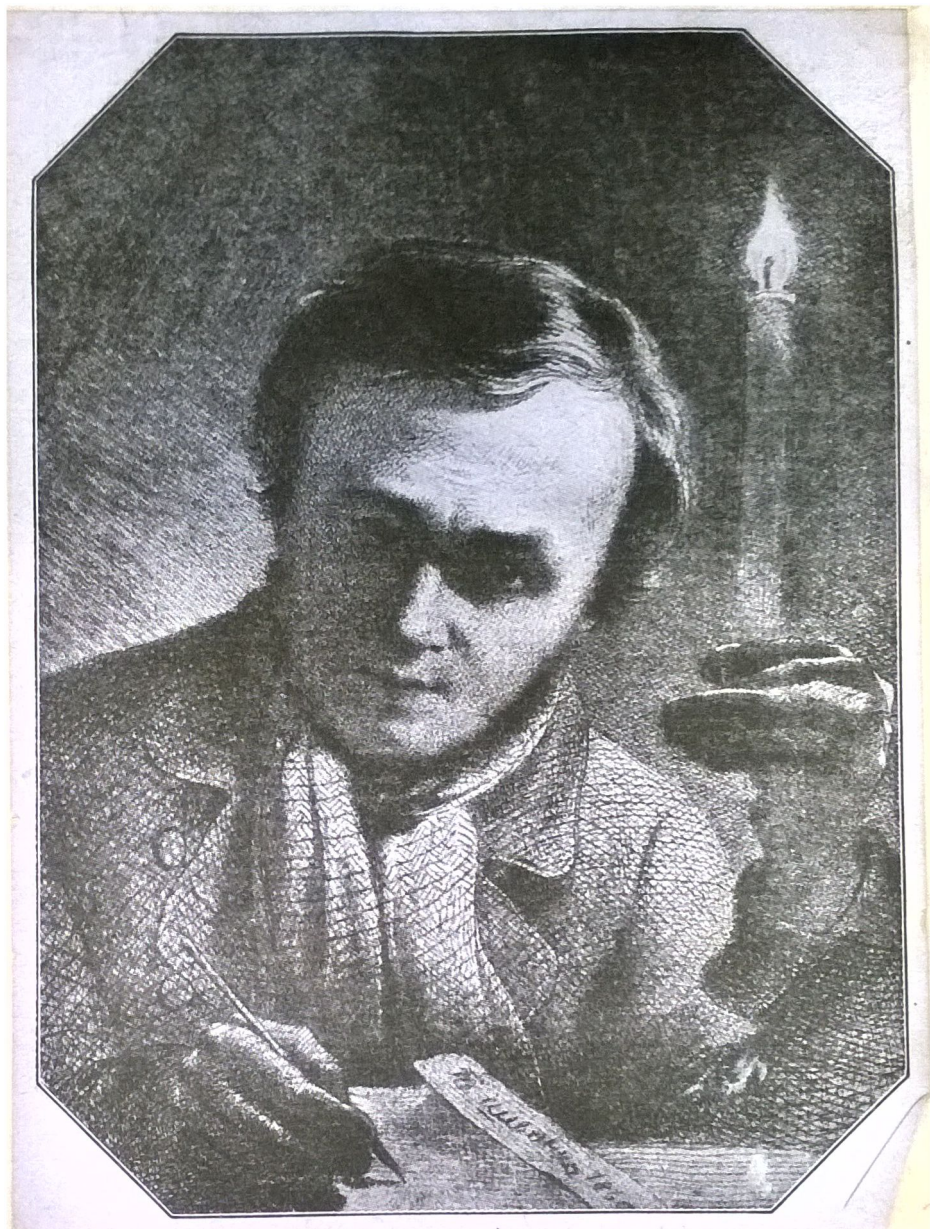
# Der Künstler

Autobiographischer Roman









**Taras Schewtschenko: Selbstporträt aus den Jugendjahren.**  
Nach einer Radierung aus dem Jahre 1860.

# Der Künstler

Autobiographischer Roman

von

Taras Schewtschenko

Übersetzt von

Arthur Seelieb

Herausgegeben und eingeleitet von

Sulia Virginia

---

Im Xenien-Verlag zu Leipzig

1·9·1·2



Alle Rechte vorbehalten // Copyright 1912 by  
Lenien-Verlag zu Leipzig // Den Satz und Druck  
besorgte E. Haberland, Buchdruckeret, Leipzig.

**Andry Myknyiak gewidmet**





# Vorwort

Nachdem ich vor Jahresfrist eine Auswahl der Gedichte T a r a s S c h e w t s c h e n k o s in meiner deutschen Nachdichtung nebst einer biographischen Einleitung über Schewtschenkos Leben und Dichten herausgegeben habe, möchte ich seine deutschen Freunde nunmehr mit seiner Prosaarbeit „Der Künstler“ vertraut machen.

Im Unterschied zu seinen Gedichten, die mit wenigen Ausnahmen in ukrainischer Sprache niedergeschrieben sind, ist bei diesem Werk der Originaltext, dessen Übersetzung ins Deutsche Professor Arthur Seelieb besorgt hat, in russischer Sprache abgefaßt. Die Entstehung dieser, teils naiv tagebuchartigen, teils romanhaft ausgeschmückten Aufzeichnungen, die uns ein Abbild seiner Petersburger Studienjahre entrollen, ist die folgende: Schon im Jahre 1837 — also noch zur Zeit vor der Befreiung aus der Leibeigenschaft — verfaßte Schewtschenko einen Roman in Form eines Schulaufsatzes. Derselbe sollte einen Prüfstein für seine literarischen Fähigkeiten abgeben. Der bedeutende russische Dichter S h u k o w s k i j \*) hatte ihm das Thema gestellt, ein Künstlerleben zu schildern; er wollte sich vergewissern, ob der ihm durch den Maler W e n e z i a n o w \*\*) empfohlene „kleine Ukrainer“ auch wirklich seiner Hilfe wert wäre. Das Resultat schien ihn be-

---

\*) Siehe Seite 16.

\*\*) Siehe Seite 11.

friedigt zu haben, denn er tat alles, um Schewtschenkos Befreiung aus der Leibeigenschaft zu erwirken. (Wie bekannt, wurde ihm dieselbe im darauffolgenden Jahre). Die Vorlage jenes Romans ist leider verloren gegangen, doch nimmt man an, daß Schewtschenko beim Abfassen des vorliegenden Romanes (z. Zt. der Verbannung im Jahre 1856) namentlich bei der Komposition der beiden ersten Kapitel sich der früheren Fassung bedient hat. Als Erzähler ist der Maler *S o s s e n k o*\*) gedacht, allerdings sind des öfteren ganze Briefe vom Helden der Geschichte, also von Schewtschenko selbst, eingeschaltet. Um Weiterschweifigkeiten für den deutschen Leser zu vermeiden, habe ich mich zu einigen Streichungen entschließen müssen. Die mannigfachen Notizen und Personalien mußte ich zum besseren Verständnis einstreuen. Sie beziehen sich zumeist nur auf russische Künstler der damaligen Zeit, von denen wir Westeuropäer natürlicherweise nur wenig Kenntnis haben.

Außer dem autobiographischen Charakter dieser „Wahrheit und Dichtung“ Schewtschenkos, wird das Buch den Kunstfreund auch dadurch interessieren, daß es uns einen Einblick in das Schaffen und Leben des berühmtesten russischen Historienmalers *Karl Pawlowitsch Brüllow*\*\*) gewährt. Schewtschenko als dankbarer Freund und treuergebener Schüler hat seinem Lehrer hierin ein unvergängliches Denkmal gesetzt. —

Charlottenburg, im Juni MCMXII.

**Julia Virginia.**

---

\*) Siehe Seite 2.

\*\*) Siehe Seite 16.

Der große Thorwaldsen begann seine glänzende Künstlerlaufbahn damit, daß er für die stumpfschnäbligen Kopenhagener Schiffe Verzierungen und fischschwänzige Tritonen schnitzte. So begann auch mein Held seine wohl weniger glänzende, aber nicht minder künstlerische Laufbahn damit, daß er auf dem Reibstein Ocker und Mennig rieb und Fußböden, Dächer und Zäune anstrich. Freudenarmer, hoffnungsloser Anfang! Aber seid ihr denn zahlreich in der Welt, ihr glücklichen Genies, die ihr anders begonnen habt? Nur wenige Solcher gibt es, sehr wenige! In Holland z. B. in seinem herrlichsten, goldenen Zeitalter, begannen und endigten Ostade, Berghem, Teniers und eine ganze Reihe vorzüglicher Künstler, Rubens und van Dyck ausgenommen, ihre große Künstlerlaufbahn in Lumpen. Aber es wäre ungerecht, bloß auf das spekulative Holland hinzuweisen. Man lese nur im Basari, und man wird Ähnliches, wenn nicht Schlimmeres finden. Ich sage „Schlimmeres“ deshalb, weil dazumal die Politik selbst, der Statthalter des heiligen Petrus, einer glänzenden Dekoration bedurfte, um die Masse zu blenden und die kezerische Lehre Wiclefs und Huß' zu verdunkeln, die schon den unerschrockenen Augustiner Luther heranzubilden begann. Und damals, betone ich, als Julius II. und Leo X. so einsichtsvoll waren, jedem ihnen in den Weg kommenden Maler und Baumeister Gold hinzustreuen, — auch damals, in diesem goldenen Zeitalter starben große Künstler Hungers, wie Zampieri und Correggio. Solches kam leider oft, immer und überall, vor, wo sich nur die göttliche, wundertätige Kunst offenbarte; solches ereignet



sich auch in unserem aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Menschenliebe und alles dessen, was den Menschen zum Wohl gereicht, obwohl es so viel Möglichkeiten hat, die für die Opfer der Rache-göttin Bestimmten zu retten und zu schützen.

Warum nun, frage ich, wird diesen verkörperten Engeln, diesen Repräsentanten der lebendigen Tugend auf der Welt, ein so trauriges, so bitteres Schicksal zuteil! Wohl um deswillen, weil sie Engel in Menschengestalt sind.

Doch diese Erwägungen führen nur dazu, daß sie den Leser von der Begebenheit entfernen, die ich ihm ohne alle Umschweife hiermit vor Augen führen will.

Die Sommernächte in Petersburg brachte ich \*) fast immer auf der Straße zu, oder irgendwo auf den Inseln, am häufigsten aber an dem Akademie-Ufer.

Besonders gefiel mir dieser Ort zur Stunde, da die Nema, ruhig und wie ein großer Spiegel, den großartigen Säulengang des Rumianzow-Museums mit allen Details, die Fassade des Senatsgebäudes und die roten Vorhänge im Hause der Gräfin Laval abspiegelte. Während der langen Winternächte war das Haus innen erleuchtet, und die roten Vorhänge brannten wie Feuer auf dem dunklen

---

\*) Als Erzähler des Romans ist der Maler Iwan Soschenko gedacht. Er wurde im Jahre 1807 zu Bohuslaw geboren (im Gouvernement Kiew) und nahm den ersten Unterricht beim Diak (Kirchenfänger). Mit dreizehn Jahren wurde er Schüler des Malers Prewlozkyj. Im Jahre 1831 war es ihm vergönnt, nach Petersburg als Schüler der Kunstakademie zu kommen. Er besuchte die Akademie von 1834—1838 und erhielt das Diplom des „freien Künstlers“. Allein das rauhe Klima nötigte ihn, Petersburg zu verlassen und sich eine Stellung in der Ukraine zu suchen. Er war zuerst in Mtschn (1841 bis 1846), dann in Nemyriv (1846—1850) und schließlich in Kiew (1856 bis 1876), als Lehrer der Malerei tätig. Im Jahre 1876 starb er.

Grund; mich aber ärgerte es immer, daß die Nawa in Eis und Schnee gefesselt war, und daß dadurch die Dekoration ihren wirklichen Effekt verlor.

Im Sommer liebte ich auch, auf der Troitzki-Brücke den Sonnenaufgang zu begrüßen. Ein wunderbares, großartiges Bild! In einem echten Kunstwerk liegt etwas Bezauberndes, etwas noch Schöneres, als die Natur selbst: — und das ist nichts anderes als die erhabene Seele des Künstlers, die göttliche Schöpferkraft. Dagegen gibt es auch in der Natur solche wunderbaren Erscheinungen, vor denen der Dichter-Künstler andächtig die Kniee beugt und nur Gott für die köstlichen Augenblicke dankt, die seine Seele bezaubern.

Ich ergözte mich oft an Schtschedrins\*) Landschaften; am meisten zog mich das kleine Bild „Portici vor Sonnenuntergang“ an. Ein zauberhaftes Gemälde! Aber nie bezauberte es mich so, wie die Aussicht von der Troitzki-Brücke gen Wiborg hin, vor Sonnenaufgang.

Einmal (nun, nachdem ich mich an diesem, nicht von Menschenhand geschaffenen Bilde zur Genüge ergötzt hatte, ging ich in den Sommergarten, um auszuruhen. Ich hielt mich niemals, so oft ich auch in den Garten kam, in einer von diesen mit Marmorstatuen geschmückten Alleen auf: sie machten auf mich einen sehr schlechten Eindruck, besonders der entstellte Saturn, der sein ebenso entstelltes Kind aufrißt. Ich mied immer diese mißglückten Götter und Göttinnen, setzte mich, um auszuruhen, ans Seeufer und ergözte mich an der wunderschönen Granitvase und der großartigen Architektur des Michaelspalais.

---

\*) Sylvester Schtschedrin (1791—1830), trefflicher Landschaftser, vornehmlich durch seine Ansichten von Neapel bekannt.

Als ich mich dem Orte näherte, wo sich die Hauptallee mit einer Nebenallee kreuzt, und wo der von Göttern und Göttinnen umgebene Saturn sein Kind aufriß, wäre ich beinahe über einen lebendigen Menschen in einem schmutzigen, baumwollenen Chalat\*) gestolpert; er saß dem Saturn gerade gegenüber auf einem Eimer.

Ich blieb stehen. Es war ein etwa 14- oder 15jähriger Bursche;\*\*) er sah sich um und suchte etwas an seiner Brust zu verbergen. Ich trat näher und fragte, was er hier mache.

„Nichts“, antwortete er verschämt, „ich gehe zur Arbeit; so kam ich unterwegs in den Garten.“ Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Ich zeichnete.“

„Nur her damit,“ sagte ich ihm, „was du da zeichnest.“ Er zog einen Bogen graues Papier aus seiner Brusttasche und reichte ihn mir zögernd. Auf dem Papier war ein ziemlich erkennbarer Umriss des Saturn.

Lange hielt ich diese Zeichnung in der Hand und ergöhte mich an dem schmutzigen Gesicht ihres Verfertigers. In seinem unregelmäßigen, mageren Antlitz lag etwas Anziehendes, besonders in den Augen, klug und sanft, gleich denen eines Mädchens.

„Kommst du öfters zum Zeichnen hierher?“ fragte ich ihn.

„Jeden Sonntag,“ antwortete er, „und wenn wir irgendwo in der Nähe arbeiten, so komme ich auch an Werktagen.“

„Du lernst malen?“

---

\*) Kittel, geringes Kleid.

\*\*) Wie bereits im Vorwort erwähnt, ist Schewtschenko selbst der Held des Romans; nur zählte er, als ihn Soschenko im Sommergarten fand, in Wirklichkeit schon 21 Jahre.



„Und zeichnen,“ setzte er hinzu.

„Bei wem bist du denn in der Lehre?“

„Beim Zimmermaler Schirajew.“

Ich wollte ihn noch näher ausfragen, aber er nahm den Eimer mit gelber Farbe in die eine, die große, schon abgeriebene, gleichfall gelbe Malbürste in die andere Hand und wollte gehen.

„Wohin so eilig?“

„An die Arbeit. Auch so habe ich mich schon verspätet; wenn der Meister unterdessen kommt, so bekomme ich das Meinige zu fühlen.“

„Komme Sonntagmorgen zu mir, und wenn du noch irgendwelche selbstverfertigte Zeichnungen hast, so bringe sie mir zur Ansicht mit.“

„Gut, ich werde kommen; aber wo wohnen Sie denn?“

Ich schrieb ihm meine Adresse auf seine Zeichnung und wir trennten uns.

Am Sonntagmorgen kehrte ich in aller Frühe von meiner nächtlichen Wanderung zurück und fand den neuen Bekannten vor der Tür meiner Wohnung. Er hatte seinen schmutzigen, baumwollenen Chalat nicht mehr an, aber etwas, was einem zimmtfarbigen Rock ähnlich war, und in den Händen hielt er eine umfangreiche Papierrolle. Ich grüßte ihn und gab ihm die Hand. Er ergriff sie hastig und wollte sie küssen. Ich zog sie zurück, mich verwirrte seine skavische Unterwürfigkeit. Ich trat schweigend ins Zimmer, er aber blieb auf dem Gang zurück. Ich warf den Rock ab, zog meine Bluse an, steckte eine Zigarre in Brand, doch noch immer kam der Bursche nicht. Ich ging auf den Gang. Aber sieh: keine Spur von ihm war zu sehen, wie wenn er nicht da gewesen wäre; ich stieg die

Treppen hinab, fragte den Hausmeister, ob er den Burschen nicht gesehen hätte? — „Ich sah einen,“ sagte er, „mit einer Papierrolle in der Hand, er lief auf die Straße hinaus.“ Ich stürzte nun auf die Straße — keine Spur von ihm. Ich wurde traurig, als ob ich etwas mir sehr Teures verloren hätte. Ich sorgte mich bis zum nächsten Sonntag, und konnte mir gar nicht erklären, weshalb mein Freund so plötzlich davongelaufen war.

Am Sonntag nun, um 2 Uhr nachts, ging ich auf die Troitzki-Brücke, sah mich satt am Sonnenaufgang und schlenderte dann in den Sommergarten. Ich durchlief alle Alleen: mein Freund war nirgends. Ich wollte schon nach Hause gehen, als ich an den Apollo von Belvedere dachte, vielmehr an die Karikatur des Belvederischen Gottes, der einsam am Ufer der Moskwa \*) steht. Ich eilte also dort-  
hin, und richtig: mein Freund war da.

Als er mich erblickte, hörte er auf zu zeichnen und errötete bis über die Ohren, wie ein beim Naschen ertapptes Kind. Ich faßte ihn bei der Hand: sie zitterte. Ich führte ihn, gleich einem Verbrecher, in den Pavillon und ließ uns im Vorbeigehen von dem noch halb schlafenden Kellner Tee reichen.

Ich hätschelte meinen Freund, so gut ich es verstand, und als er sich ein wenig beruhigt hatte, fragte ich ihn, weshalb er aus dem Korridor verschwunden wäre.

„Sie wurden böse auf mich, und ich bekam Furcht,“ antwortete er.

„Mir fiel gar nicht ein, auf dich böse zu sein, mich schmerzte nur deine Unterwürfigkeit. Nur Hunde lecken die Hände, die Menschen sollten es nie tun.“

---

\*) Nebenfluß der Moskwa.

Diese kräftigen Worte machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er wieder nach meiner Hand griff. Ich lachte hell auf, und er wurde krebsrot und stand finster, schweigend, mit gesenktem Kopf.

Nachdem wir Tee getrunken hatten, trennten wir uns. Ich rief ihm zum Abschied zu, er müsse unbedingt zu mir kommen, sei es noch heute, sei es nächsten Sonntag.

Die glückliche Gabe, Menschen sofort zu erkennen, fehlt mir ganz und gar; dafür habe ich die unglückliche Neigung, mich mit den Menschen sofort zu befreunden. Eine unglückliche, sage ich, weil mir schnell geschlossene Freundschaften selten zum Wohl gereichten.

Ich sah meinen neuen Bekannten kaum zum dritten Mal und siehe: schon war ich sein Freund und liebte ihn. Und wahrlich, in seiner Physiognomie war etwas, was man lieben mußte. Sein auf den ersten Blick wenig schönes Gesicht wurde für mich immer anziehender. Es gibt in der Tat in der Welt solche glücklichen Gesichter.

Ich ging nun ohne Aufenthalt in meine Wohnung, um meinen Freund nicht zu lange auf dem Gang auf mich warten zu lassen. Richtig. Als ich die Treppen hinaufkam, war er schon da, — in seinem zimmtfarbenen Rock. Er hatte sich gewaschen und frisiert. Er lachte.

„Bist du aber schnell auf den Beinen!“ sagte ich; „du warst gewiß noch in deiner Wohnung. Wie konntest du nur so schnell zurück sein?“

„Ich beeilte mich,“ sagte er, „um zu Hause zu sein, wenn der Meister aus der Messe kommt.“

„Hast du denn einen strengen Meister?“ fragte ich ihn.  
„Streng und . . .“

„Böse, wolltest du sagen.“



„Nein, nicht gerade böse, aber geizig. Er wird mich prügeln, aber insgeheim froh sein, daß ich mein Mittagessen verpaßte.“

Wir traten ins Zimmer. Auf meiner Kommode stand eine Kopie des „Greises“ von Velasquez, der sich in der Stroganow-Galerie befindet. Mein kleiner Freund verschlang das Bild mit den Augen. Ich nahm ihm die Papierrolle aus der Hand, rollte sie auf und begann, sie zu untersuchen. Da war alles, was den Sommergarten häßlich macht, von den unruhigen, süß lächelnden Göttinnen bis zum häßlichen Heraklit und Paraklit;\*) zuletzt ein paar Zeichnungen der Hochreliefs, welche die Fassaden einiger Häuser schmücken: unter ihnen befanden sich auch die Hochreliefs der Amoretten, vom Haus des Architekten Montferant, am Moskafanal und der Ecke der Fonarnygasse.

Was bei diesen mehr als schwachen Umriffen Eindruck auf mich machte, war ihre sprechende Ähnlichkeit mit den Originalen, besonders war dies bei den Umriffen des Heraklit und Paraklit der Fall. Sie waren charakteristischer als die Originale selbst, aber auch grotesker. Immerhin konnte man diese Zeichnungen nicht gleichgültig betrachten.

Im Herzen freute ich mich über diesen meinen Findling. Ich dachte damals noch gar nicht daran, was ich, unvermögend, wie ich war, mit diesem Diamanten im Pelze anfangen könne. Zwar schoß mir schon damals jene Frage durch den Kopf, aber sie tauchte sogleich im Sprichwort unter: „Gott ist nicht ohne Barmherzigkeit und der Kosak nicht ohne Glück.“

---

\*) Schewtschenko meinte vermutlich Demotrit.

„Warum findet sich unter deinen Zeichnungen keine einzige, die schattiert ist?“ fragte ich, indem ich ihm die Zeichnungen zurückgab.

„Ich zeichnete sie in aller Frühe vor Sonnenaufgang.“

„Da sahst sie also nicht in Tagesbeleuchtung?“

„Ich ging auch bei Tag hin, um sie zu sehen, aber zeichnen konnte ich da nicht, weil zu viele Menschen vorbeigingen.“

„Und was meinst du jetzt: bleibst du zu Tisch bei mir oder gehst du nach Hause?“

„Ich möchte bei Ihnen bleiben, wenn Sie gnädigst erlauben.“

„Wie wirst du dich dann mit deinem Meister auseinandersetzen?“

„Ich werde ihm sagen, daß ich auf dem Dachboden geschlafen habe.“

„Gut denn, gehen wir essen.“

Bei Frau Jurgens \*) war noch keiner von den Gästen da, als wir kamen. Ich war dessen sehr froh: denn es wäre mir sehr unangenehm gewesen, irgendeinem wohlgepflegten Beamtengeſicht zu begegnen, das meinen ganz und gar nicht gepflegt ausschauenden Freund mit einem stupiden Lächeln angestaunt hätte.

Ich beabsichtigte nach dem Mittagessen mit ihm in die Kunstakademie zu gehen, um ihm den „Untergang von Pompeji“ \*\*) zu zeigen, aber nicht alles auf einmal. Statt

---

\*) Inhaberin eines Spelzhauses.

\*\*) Muther schreibt darüber: „In der ganzen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts ist kaum ein gleich betäubender Erfolg zu verzeichnen, als er Brüllows Bild: „Der Untergang von Pompeji“ zu teil ward. Allein aus der Anzahl von Lobgesängen, die in italienischen Journalen erschienen, ließen umfangreiche Bände sich zusammenstellen, den römischen Kritikern schien es

dessen schlug ich ihm vor, entweder auf die Boulevards spazieren zu gehen, oder ein Buch zu lesen; er wählte das Letztere, und ich hieß ihn nun vorlesen, um ihn auch in dieser Hinsicht zu prüfen. Gleich bei der ersten Seite des vortrefflichen Romans von Dickens: Nicholas Nickleby schloß ich ein; jedoch weder der Autor noch der Vorleser waren daran schuld: ich war nach der durchwachten Nacht einfach müde.

Als ich endlich erwachte und ins Nebengemach trat, fiel mir mein sonst so unordentliches Atelier angenehm auf: nirgends waren Zigarrenstummel oder Tabaksasche zu sehen, alles war geordnet, der Raum gefegt, und sogar die Palette mit den eingetrockneten Farben, die an einem Nagel hing, selbst die war gepuht und glänzte wie ein Spiegel; der Veranlasser dieser Ordnung aber saß am Fenster und zeichnete die Maske der berühmten Thorwaldsenschen Modellsteherin Fortunata.

Dies alles machte mir Freude; diese Dienste sprachen klar zu seinen Gunsten. Aber ich gab ihm, ich weiß selbst nicht warum, meine Zufriedenheit nicht zu erkennen; ich forrigierte nur seinen Entwurf, führte die Schatten aus, und wir gingen nach „Kapernaum“, um unseren Tee zu trinken.

---

noch zu wenig, den jungen Russen mit Michel Angelo und Rafael zu vergleichen. Man nahm vor ihm ehrfürchtig den Hut ab; er wurde ohne Paß über die Grenzen der Staaten gelassen, denn selbst zu den Zollbeamten war sein Ruhm gedrungen. Erschien er im Theater, so erhob sich das Publikum von den Sitzen, den Maestro zu begrüßen; eine dichte Menge stand fortwährend an der Thür seines Hauses oder folgte ihm auf jedem Schritt, um sich an der Betrachtung des genialen Mannes zu laben. Walter Scott, damals der gelesenste Abgott der Russen, hatte im Atelier des Malers eine Stunde lang geessen, das Wort ohne ein Wort zu sagen, mit tiefster Sammlung bewundert und schließlich die Äußerung getan: Brüllov habe kein Bild, sondern eine Epopoë geschaffen.“

Kapernaum ist einfach das Restaurant „Berlin“, an der Ecke der sechsten Linie \*) und der Akademie-Straße; Pimenow, \*\*) sagt man, hätte es so getauft, noch zur Zeit seiner lustigen Studentenjahre. Beim Tee erzählte mir mein Freund seinen Lebenslauf. Eine traurige, kummerreiche Geschichte! Er erzählte naiv und einfach, ohne einen Schatten der Klage oder des Vorwurfes. Solange ich seine Beichte nicht gehört hatte, sann ich über ein Mittel nach, seine Erziehung zu verbessern; nach der Beichte hörte ich auf, darüber nachzudenken: er war Leibeigener!

Diese traurige Nachricht hatte mich dermaßen betäubt, daß ich jede Hoffnung auf Besserung verlor. Wir saßen wenigstens eine halbe Stunde in Schweigen versunken. Aus dieser Betäubung weckte mich erst sein Weinen. Ich sah ihn an und fragte ihn, weshalb er weine? „Es ist Ihnen peinlich, daß ich . . . .“

Er konnte nicht zu Ende reden und brach in Tränen aus. Ich versicherte ihn, so gut ich konnte, daß dies nicht der Fall sei, und wir kehrten in meine Wohnung zurück.

Unterwegs begegneten wir dem alten Wenezianow. \*\*\*) Wir grüßten einander; er betrachtete meinen Freund aufmerksam und fragte mit wohlwollendem Lächeln: „Soll daraus vielleicht ein Künstler werden?“

---

\*) Jeder Stadtteil von Petersburg hat einige Linien (gradlinige Straßen), die nummeriert sind.

\*\*) Nikolaj Pimenow (1812—1864), Bildhauer und Professor an der Petersburger Kunstakademie.

\*\*\*) Alexej Gawrilowitsch Wenezianow (1779—1845), Hofmaler unter Nikolaus I., der erste russische Maler naturalistischer Richtung, in der Zeit des herrschenden Klassizismus. Er warf sich mit voller Liebe und eifrigstem Streben nach Wahrheit auf die Schilderung des russischen Bauernlebens. Dieses schroffe Auftreten machte Wenezianow zu einer sehr merkwürdigen Persönlichkeit, zum eigentlichen Vater der russischen Malerei.

Ich antwortete: „ja und nein.“ Er fragte nach dem Grund. Ich erklärte ihm denselben flüsternd. Der Greis sann eine Weile nach, drückte mir die Hand und wir trennten uns.

Venezianow schien mir mit seinem Blick und seinem Händedruck meine Hoffnungslosigkeit vorzuwerfen. Ich faßte Mut, gedachte vieler Künstler, die Venezianows Schüler und Zöglinge waren, und so etwas, wie ein Hoffnungsstrahl durchzuckte mich.

Als mein Schützling am Abend Abschied von mir nahm, bat er mich um irgendein Bild zum Abzeichnen. Ich besaß den soeben erschienenen Abdruck des „Herkules Farnese“, eine Radierung Sluschinskis nach der Zeichnung von Saviarow und Rosenkos\*) Apollo. Ich wickelte die Originale in Peterhofer Papier ein, legte auch einige italienische Bleistifte hinzu, belehrte ihn, wie er sie aufbewahren sollte, damit sie nicht hart werden, und wir traten auf die Straße. Er ging nach Hause und ich zum alten Venezianow.

Es gehört hier weder zur Sache noch gestattet es der Raum, von diesem menschenfreundlichen Künstler viel zu erzählen. Möge dies einer seiner zahlreichen Schüler tun, der vielleicht noch eingehender von all seinen großherzigen Taten auf dem Gebiete der Kunst unterrichtet ist.

Ich erzählte ihm alles, was ich von meinem Findling wußte und bat ihn um Rat, was ich anfangen sollte, um mein Werk zum erwünschten Resultate zu führen. Denn er war sehr praktisch in solchen Dingen. Er machte mir

---

\*) Anton Rosenko (1737—1773), Historien- und Porträtmaler.



keine Hoffnungen und gab mir nur den Rat, mit dem jetzigen Meister meines Freundes Bekanntschaft zu schließen und so nach Möglichkeit sein hartes Los zu lindern.

Das tat ich denn auch. Ohne den Sonntag abzuwarten, ging ich gleich den nächsten Tag vor Sonnenaufgang in den Sommergarten. Aber ach, mein Freund war nicht da. Am nächsten Tag war es ebenso, und auch am dritten. Da beschloß ich abzuwarten, was mir der Sonntag bringen werde.

Sonntag früh kam er. Ich fragte ihn, warum er nicht im Sommergarten gewesen wäre? Er erzählte mir, sie hätten die Arbeit im Großen Theater begonnen, (damals arbeitete gerade Cavoš\*) daran, das Innere des Theaters umzugestalten), und deshalb wäre es ihm schlechterdings unmöglich gewesen, in den Sommergarten zu kommen.

Auch diesen Sonntag verbrachten wir, wie den letzten, beisammen. Als wir abends von einander Abschied nahmen, fragte ich ihn nach dem Namen seines Meisters und um welche Zeit er bei der Arbeit sei.

Den nächsten Tag ging ich ins Große Theater und machte die Bekanntschaft des Meisters. Ich lobte ungemein seine Trifaraten und die Zeichnungen an der Decke nach eigener Komposition, wodurch ich eine feste Grundlage zu unserer Bekanntschaft legte.

Der Herr meines Freundes war Zunftmeister der Malerei. Er hielt sich immer drei oder mehr Schmuck-  
kerle in baumwollenen Chalaten; das waren seine Lehrlinge. Wenn es Not tat, engagierte er auf Tage oder

---

\*) Albert Cavoš (1801—1863), russischer Hofarchitekt, Erbauer der Kaiserlichen Theater.

Monate ein bis zehn kostromasche Bauern als Maler und Glaser. Er war also, was Kunst und Geld anbelangt, sicher nicht der geringste seiner Zunft. Außer den erwähnten materiellen Qualitäten sah ich bei ihm an den Wänden einige Kupferstiche von Audran und Bolpato, und auf der Kommode ein paar Bücher, unter anderem die Reise des jüngeren Anacharsis. Das machte mir etwas Mut. Aber ach, als ich nur entfernt auf die Verbesserung der Lage seiner baumwollenen Lehrlinge hindeutete, wunderte ihn dieser kühne Gedanke sehr und er fing an zu beweisen, daß die Verbesserung zu nichts anderem führen würde, als zu deren eigenem Verderben.

Fürs erste Mal stritt ich nun nicht weiter mit ihm, und es wäre auch vergeblich gewesen, ihn vom Gegenteil überzeugen zu wollen: materiell gesinnte, unreife Menschen, die ihre Jugend in Schmutz und harten Prüfungen verbrachten, und sich dann auf irgendeine Weise emporringen, glauben an keine Theorie; für sie gibt es keine anderen Wege, die zum Wohlstand führen, als die, auf denen sie selber wandelten; zu diesen hartherzigen Ansichten gesellt sich dann oft noch eine andere, weit hartherzigere: „Mir hat man, wie man sagt, den Kopf nicht gestreichelt, warum soll ich streicheln?“

Es scheint, daß dem Meister der Malzunft diese anti-menschliche Regung nicht fremd war. Trotzdem gelang es mir, nach einiger Zeit ihn zu bereden, daß er meinem Schützling erlaube, an Feiertagen, oder auch an Werktagen, wo es keine Arbeit gibt, wie z. B. im Winter, mich zu besuchen. Obzwar er einwilligte hielt er es doch nur für eine Dummheit, die zu nichts Gutem, allenfalls zum Verderben, führen werde. Und fast hatte er es erraten.

Bathseba im Bade.

Radierung Schewitschenkos nach dem gleichnamigen Ölgemälde K. P. Wülows  
aus dem Jahre 1831.

Sommer und Herbst verging, und der Winter kam. Die Arbeit im Großen Theater war beendet. Es wurde eröffnet und die Zauberin Taglioni begann ihre Zauberkünste. Die Jugend verlor alle Beherrschung, und die Alten rasten. Nur die mürrischen Matronen und kapriziösen Löwinnen murrten hartnäckig und riefen in das Beifallsgebräuse „mauvais genre“, und die unnahbaren Puritanerinnen schrien einstimmig: „Unzucht, öffentliche Unzucht.“ Bei all dem aber ließen diese Scheinheiligen und Heuchlerinnen keine Vorstellung der Taglioni im Stich, und als die große Künstlerin einwilligte, „Prinzessin Trabukon“ zu werden, beweinten die Ersteren den großen Verlust und verdammten diese Frau um deswillen, was sie selbst trotz aller kosmetischen Künste nicht erreichen konnten.

Karl der Große (so nannte der verstorbene Wassili Andrejewitsch Schukowskij\*) den ebenfalls schon verstorbenen Karl Pawlowitsch Brüllow\*\*) liebte die schönen

---

\*) Wassili Andrejewitsch Schukowskij, berühmter russischer Dichter, wurde 1783 als Sohn eines Gutsbesizers und einer in Gefangenschaft geratenen Türkin zu Tula geboren. Er wird der „Vater der russischen Romanistik“ genannt. Außer eigenen Produktionen war er vorzugsweise als Übersetzer aus fremden Sprachen tätig und lieferte so Werke, die keineswegs als bloße Übertragungen zu betrachten sind. Hierher gehören seine Wiedergabe von Schillers „Jungfrau von Orleans“, von Goetheschen, Schillerschen und Bürgerischen Balladen, Dichtungen von Scott, Thomas Moore, Byron (der Gefangene von Chillon), Uhland u. a. Nicht minder gelungene Übersetzungen lieferte er von der Odyssee und der Aeneide. Die russische Sprache erhielt unter seiner Hand einen Reiz und eine Vollenbung, die man bis dahin noch nicht gekannt hatte. Er starb im Jahre 1852 zu Baden-Baden.

\*\*) Karl Pawlowitsch Brüllow (geb. 1799 zu Petersburg, gest. 1852 in Marclano bei Rom), war der gefeiertste aller russischen Maler. Er zeichnete sich besonders im Fach der Historienmalerei aus. Seinen Ruf begründeten die großen Gemälde: Untergang von Pompeji (siehe Seite 9) und Ermordung der Ines de Castro, die sich jetzt nebst 12 anderen im Alexandermuseum zu

Künste über alle Maßen, gleichviel in welcher Form sie sich auch offenbarten, aber dem modernen Ballett gegenüber verhielt er sich fast gleichgültig, doch wenn er schon einmal von ihm sprach, dann tat er dies in einer Art, als ob es sich um ein Zuckerspielzeug handelte. Um ihren Triumphzug würdig zu beschließen, tanzte die Taglioni die Cachucha im Ballett „Chitana“. Und noch denselben Abend machte die Cachucha die Runde durch unser Palmyra\*); schon am nächsten Tag herrschte sie sowohl in den aristokratischen Palästen, wie auch in den armen Quartieren der Kolonnaschen Beamten.

In der Blütezeit der Cachucha-Manie besuchte mich einst Karl der Große (er liebte es, seine Schüler zu besuchen), setzte sich auf mein kleines Sopha und schlief ein. Schweigend betrachtete ich mit Wohlgefallen seinen klugen Vorkopf. Nach einer Weile schlug er plötzlich die Augen auf, lächelte und fragte mich:

„Wissen Sie was?“

„Nun!“ fragte ich.

„Huber (der Übersetzer des Faust) versprach mir für heute eine Karte zur Chitana-Vorstellung. Lassen Sie uns hingehen.“

---

Petersburg befinden. Brüllow wurde darauf zum Kaiserlichen Hofmaler und zum Mitglied der Petersburger Akademie der Künste, sowie zum Ehrenmitglied der Akademie in Mailand und Bologna ernannt. Auch die Akademie und die Eremitage besitzen eine Menge Porträte und Genrebilder von ihm, die sich sämtlich durch kräftigen und gehaltvollen Ton auszeichnen. Trotz der großen Menge von begeisterten Schülern hat Brüllow eine dauernde Schule nicht geschaffen, woran ihn außer seiner persönlichen Unstetigkeit sowie Kränklichkeit der Mangel einer eigenen festen Richtung und einer systematischen Lehrmethode verhinderte.

\*) So wird Petersburg genannt.

„Gut, dann schicken Sie aber Ihren Lukian\*) zu Huber, um ihm zu sagen, daß er zwei Karten besorge.“

„Würde nicht vielleicht dieser Bursche hinlaufen?“ sagte er, und zeigte auf meinen Schützling.

„Ei, wie gern; schreiben Sie einen Zettel.“

Auf ein Stückchen grauen Papiers schrieb er nun mit einem italienischen Bleistift: „Bemühe dich, zwei Karten zu bekommen. R. Brüllov.“ Auf diesen lakonischen Brief schrieb ich die Adresse, und mein Merkur eilte dorthin.

„Ist dieser Bursche Ihr Diener oder Ihr Modell?“ fragte er, auf die Tür weisend, durch die mein Schützling soeben verschwand.

„Weder das eine noch das andere“ antwortete ich.

„Sein Gesicht gefällt mir, es ist kein Kripaken-gesicht.“\*\*)

„Nein, ganz und gar nicht, und doch“ . . . . . Ich sprach nicht weiter und hielt inne.

„Und doch ist er ein Kripak?“ fiel Brüllov ein.

„Leider, ja!“

„Barbarei,“ zischte Brüllov leise und versank in Nachdenken. Nach einer Weile warf er die Zigarre weg, griff nach seinem Hut, und wollte gehen, kehrte aber um und sagte:

„Ich will ihn hier erwarten, um noch einmal sein Gesicht zu sehen.“

Er rauchte eine neue Zigarre an und sprach:

„Zeigen Sie mir eine seiner Arbeiten.“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich irgendeine habe?“

---

\*) Kammerdiener bei Brüllov.

\*\*) Kripak = Leibeigener.

„Sie haben ganz gewiß eine!“ antwortete er entschieden.

Ich zeigte ihm eine schon ganz fertige Zeichnung einer Maske Laokoons und eine nur skizzierte Zeichnung eines Abgusses nach Michel Angelo. Lange betrachtete er die Zeichnungen, das heißt, er hielt sie in der Hand und schaute . . . . Gott allein weiß, wohin er schaute.

„Wer ist sein Herr?“ fragte er und erhob den Kopf.

Ich nannte ihm den Namen des Junkers.

„Wir müssen uns die Sache Ihres Schülers gut überlegen. Lukian versprach mir Roastbeef aufzutischen, kommen Sie also mit mir zu speisen.“ Nach diesen Worten näherte er sich der Tür und blieb noch einmal stehen:

„Bringen Sie ihn doch einmal mit. Auf Wiedersehen!“

Er ging.

Nach einer Viertelstunde kam mein Merkur zurück und sagte, der Herr, also Huber, hätte gesagt, er würde selbst zu Karl Pawlowitsch gehen.

„Weißt du wenigstens, wer dieser Karl Pawlowitsch ist?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß nur,“ sagte er, „daß ich ihn noch mit keinem Auge erblickt habe.“

„Und heute?“

„Wie? War er es vielleicht?“

„Ja, er war's.“

„Warum haben Sie mir das nicht gesagt. Dann hätte ich ihn mir doch wenigstens angesehen; ich dachte, es wäre nur ein ganz alltäglicher Herr gewesen. Wird er denn nicht noch mal zu Ihnen kommen?“ fragte er nach kurzem Schweigen.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich, und begann, mich anzuziehen.

„Mein Gott, mein Gott! Wenn ich ihn nur von weitem sehen könnte! — Wissen Sie was? — fuhr er fort, wenn ich so meines Weges gehe, denke ich stets nur an ihn, sehe mir die Menschen, die an mir vorbeigehen, an und suche ihn unter ihnen. Man sagt, daß sein Porträt, das sich auf dem Bild: „Der Untergang von Pompeji“ befindet, sehr ähnlich sei.“

„Sawohl, sehr ähnlich; und du hast ihn trotzdem nicht erkannt, als er da war. Nun, gräme dich nur nicht zu sehr. Wenn er bis zum Sonntag nicht zu mir kommt, so gehen wir Beide an diesem Tage zu ihm. Einstweilen aber geh zur Frau Jurgens zu Tisch, denn ich speise heute nicht zu Hause; hier die Karte.“

Nachdem ich dies angeordnet hatte, ging ich fort.

In Brülows Atelier fand ich W. A. Schukowskij; und den Grafen M. J. Wielhorskij\*). Sie erfreuten sich an dem noch unvollendeten Bilde Brülows: „Die Kreuzigung Christi“. Dieses Bild war für die protestantische St. Petrikirche bestimmt. Der Kopf der weinenden Maria Magdalena war schon fertig, und Schukowskij brach beim Anblick dieser wunderbaren, weinenden Schönheit in Tränen aus, umarmte Karl den Großen und küßte ihn, als ob er das schöne, von ihm geschaffene junge Weib selbst wäre.

Ich hatte öfters Gelegenheit, mit Brülow die Eremitage zu besuchen. Diese Besuche waren glänzende Unterrichtsstunden in der Malerei und endigten jedesmal mit

---

\*) Damaliger Kammerherr des Zaren.



Teniers, besonders mit seiner „Kaserne“. Vor diesem Bilde blieb er zuweilen lange stehen und sagte dann gewöhnlich nach einer langen Lobrede auf den berühmten Blumen: „Es würde sich lohnen, von Amerika zu kommen, nur um dies eine Bild zu sehen.“ Dasselbe kann man auch von seiner „Kreuzigung“ sagen, besonders vom Kopf der weinenden Magdalena.

Nach diesen Küssen und Umarmungen ging Schufowskij ins Nebenzimmer. Als Brülow mich erblickte, lächelte er und ging ihm nach. Nach einer halben Stunde kehrten beide ins Atelier zurück. Brülow näherte sich mir, lächelte und sagte: „Der Grundstein ist gelegt.“

Als ich von Brülow diese Worte vernahm: „Der Grundstein ist gelegt“, begann die Hoffnung in meiner Phantasie Gestalt anzunehmen. Ich fing an, darüber nachzudenken, womit ich meinen Schüler am besten beschäftigen könnte; die Mittel, über die ich zu Hause verfügen konnte, waren bescheiden. Ich dachte auch an die antike Galerie: ihr Kustos, Andrij Grigoriewitsch, hätte vielleicht eingewilligt, aber die Beleuchtung der Statuen war dort leider eine derartige, daß es unmöglich war, sie zu zeichnen. So quälte ich mich lange mit meinen Gedanken, bis ich endlich 20 Kopfen aus der Tasche nahm und den leibhaftigen Antinous, den als Modell dienenden Taras, aufsuchte; ich bat ihn, meinen Schüler in die Gypsclassse einzulassen, wenn dort kein Unterricht sei. So geschah es auch. Die ganze Woche blieb er nun in der Klasse, sogar sein Mittagessen nahm er dorten ein; er zeichnete den Kopf des Lucius Verus, des wollüstigen Günstlings Marc Aurels und den Kopf des Genius von Canova. Dann führte ich ihn in die Figurenklasse und ließ ihn fürs erste Mal den

Antinous von allen vier Seiten abzeichnen. Ich kam, so oft die Zeit es mir erlaubte, in die Klasse und spornte den unermüdlischen Arbeiter durch ein Pfund Pflaumen oder ein Stück Wurst an, denn sein gewöhnliches Mittagessen bestand aus einem Stück Schwarzbrot und Wasser, wenn Taras dies nicht zu holen vergaß. Oft ergöhte ich mich auch an dem Belvederischen Torso; dabei verlor ich gewöhnlich die Selbstbeherrschung und begann auch zu zeichnen. Ein herrliches Meisterwerk der antiken Skulptur! Was Wunder, daß auch der blinde Michel Angelo sich tastend an dem Torso des ausruhenden Herkules ergöhte. Und Wunder! Beschreibt da ein Herr Gersewanow seine Reiseindrücke, beurteilt sehr richtig das lehrreiche Werk von Michel Angelo: „Das jüngste Gericht“, die Fresken des göttlichen Rafael und viele andere ausgezeichnete Werke der Skulptur und Malerei, und sieht in dem Belvederischen Apollo nichts als ein Stück Marmor. Sonderbar! Nach dem Antinous zeichnete mein Freund den Germanicus und den tanzenden Faun, und eines schönen Morgens stellte ich ihn Brülow vor. Es wäre vergebliche Mühe, seine Freude zu beschreiben, als Brülow liebevoll und herzlich seine Zeichnungen lobte.

Ich sah nie in meinem Leben einen glücklicheren Menschen, als er es noch einige Tage später war.

„Ist Brülow immer so gnädig und gut?“ fragte er mich wieder und wieder.

„Immer“ antwortete ich.

„Und dies rote Zimmer . . . ist dies sein Lieblingszimmer?“

„Ja wohl.“

„Alles rot! Das Zimmer rot, der Teppich rot, die Vorhänge rot, sein Chalat rot und die Zeichnung auch rot. Alles rot. Werde ich ihn noch einmal aus solcher Nähe sehen?“

Nach dieser Frage fing mein Freund gewöhnlich zu weinen an. Ich versuchte natürlich nicht, ihn zu trösten; denn gibt es noch einen höheren Trost, als diese glücklichen, diese himmlischen, göttlichen Tränen? — „Alles rot!“ wiederholte er schluchzend.

Der rote Saal war mit teuren Waffen, größtenteils orientalischen, geschmückt. Durch die roten durchsichtigen Fenstervorhänge schien die Sonne. Ich war an diese Dekoration gewöhnt, und doch frappierte sie meine Augen für einen Augenblick; ihm blieb sie für immer im Gedächtnis, bis zu seinem Tod. Nach den vielen harten und langen Prüfungen seines Lebens vergaß er alles: die Kunst, sein geistiges Leben, die Liebe, die ihn vergiftete und sogar mich, seinen treuen Freund, . . . alles vergaß er. Aber diese rote Dekoration und Karl Pawlowitsch waren seine letzten Worte.

Am folgenden Tage nach diesem Besuch begegnete ich Karl Pawlowitsch auf der Straße; er fragte mich nach dem Namen und der Adresse des Herrn meines Schüglings. Ich gab sie ihm an. Er nahm eine Droschke und rief mir noch von weitem zu:

„Kommen Sie abends zu mir.“

Ich kam abends.

Das ist das größte Schwein Torogschen\*) Pantoffeln! — so begrüßte mich Karl Pawlowitsch.

---

\*) Torog, eine Stadt in Rußland, die durch gute Schuhfabrikate berühmt ist.

„Um wen handelt es sich denn?“ fragte ich ihn, obwohl ich vermutete, wen er meinte.

„Es handelt sich darum, daß Sie morgen zu diesem Amphibium gehen müssen, um nach dem Preis für Ihren Schüler zu fragen.“

Karl der Große war nicht bei Humor. Er ging lange schweigend im Zimmer umher, dann spuckte er zornig auf den Boden und zischte „Vandalismus!“

„Gehen wir hinauf,“ sagte er, sich zu mir wendend. Schweigend betraten wir die oberen Räume, wo sich sein Schlafzimmer, die Bibliothek und das Speisezimmer befanden. Er ließ Licht anzünden und bat mich, ihm etwas vorzulesen; er selbst begann an seiner „Schlafenden Odaliske“ zu arbeiten, die für den Almanach des Wladislawlew\*) bestimmt war, und die er nur noch zu vollenden hatte.

Aber unsere ruhige Beschäftigung dauerte nicht lange; ihm ließ, wie es schien, das Schwein in den Torogischen Pantoffeln noch immer keine Ruhe.

„Gehen wir auf die Straße,“ sagte er, und bedeckte die Zeichnung.

Wir gingen hinaus und spazierten lange am Ufer, dann begaben wir uns auf den Bolschoj-Prospekt.

„Ist er jetzt bei Ihnen zu Hause?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete ich; „er nächtigt nicht bei mir.“

„Dann gehen wir speisen.“

Wir gingen zu Deli. Ich sah in meinem Leben schon viele und verschiedene russische Großgrundbesitzer: reiche

---

\*) Wladimir Wladislawlew starb als Oberstleutnant der Kavallerie im Jahre 1856, bekannt als Herausgeber des Almanachs „Utrennaja Sarja“ (d. i. Morgenröte).

und mittlere und auch Chutorbesitzer.\*) Ich sah sogar solche, die beständig in Frankreich und England leben und mit Entzücken vom Wohlstand der dortigen Landwirte und Bauern erzählen, bei sich aber das letzte Schaf vom Bauern rauben. Ich sah auch viele eigenartige Originale, aber ein Original, einen Russen, der den Karl Brüllow auf unhöfliche Weise bei sich empfangen hätte, habe ich noch niemals gesehen..

Meine Neugier war aufs äußerste gespannt, und ich konnte lange nicht einschlafen: ich dachte immer daran und fragte mich, was dies wohl zu bedeuten hätte, dieses „Schwein in den Torogschén Pantoffeln.“ Aber am nächsten Morgen, als ich meinen Frack anzog, kühlte sich meine heiße Neugier ein wenig ab: die Vernunft nahm überhand. Sie sagte mir, daß dieses Schwein doch keine so interessante Seltenheit ist, um ihretwegen den eigenen Egoismus zu opfern, obwohl unsere Angelegenheit auch ein größeres Opfer forderte. Aber da tauchte die Frage auf: Wenn auch ich, wie mein großer Lehrer, die Qual nicht aushalte? . . . Was dann?

Nach kurzem Nachdenken warf ich meinen Frack ab, zog meinen gewöhnlichen Rock an und ging zum alten Venezianow. Er war ein großer Praktiker in diesen Dingen: er hatte wahrscheinlich schon öfters mit solchen Originalen zu tun gehabt und führte sein Werk immer ehrlich zu Ende.

---

\*) Chutor — kleiner Grundbesitz, etwa 100 Fock Feld, eine Art Vorwerk, Meierhof in Ukraina.

---

Venezianow war schon bei der Arbeit. Er machte eine Tuschzeichnung von seinem Bild: „Die Mutter lehrt das Kind beten.“ Diese Zeichnung war für Wladislawlows Almanach: „Die Morgenröte“ bestimmt.

Ich erklärte ihm die Ursache meines frühen Besuches und gab ihm die Adresse des Amphibiums.

Der Alte hörte auf zu arbeiten, kleidete sich um, und wir gingen auf die Straße. Er nahm eine Droschke und fuhr eilends davon, ich kehrte in meine Wohnung zurück, wo ich bereits meinen frohen und glücklichen Schüler fand. Aber man konnte bemerken, daß eine Wolke diese Freude und dieses Glück verdunkelte; er sah wie ein Mensch aus, der seinem Freund ein großes Geheimnis anvertrauen will, aber fürchtet, daß dieses Geheimnis verraten werde. Bevor ich meinen Überzieher abwarf und die Bluse anzog, hatte ich bemerkt, daß mein Freund anders war wie sonst.

„Nun, was gibts Neues bei dir?“ fragte ich ihn, „was triebst du gestern abend? Wie geht es deinem Meister?“

„Der Meister befindet sich wohl,“ sagte er stotternd, „ich las Andrée Savoyard, bis alle zur Ruhe gegangen waren und dann zündete ich die Stearinkerze an, die Sie mir gaben, und zeichnete.“

„Was hast du gezeichnet?“ fragte ich ihn, „kopiertest du einen Kupferstich oder machtest du einen Entwurf?“

„Ja“, sagte er errötend. „Ich las unlängst das Werk von Dserow,\*) und der „Oedipus in Athen“ gefiel mir sehr, ich versuchte also ihn zu komponieren.“

---

\*) Dserow, der russische Dramatiker (1770—1816).

„Schön, sehr schön. Hast du deine Komposition mitgebracht? Schön, zeige sie mir.“

Er zog eine kleine Papierrolle aus der Tasche, breitete sie mit zitternden Händen aus und sagte, während er sie mir reichte: „Ich konnte aber die Zeichnung nicht mehr mit der Feder ausführen.“

Es war dies sein erstes Werk, das er mit so viel Überwindung sich entschlossen hatte mir zu zeigen. Mir gefiel seine Bescheidenheit, oder vielmehr seine Furchtsamkeit: sie sind der sichere Beweis eines Talents. Mir gefiel auch das Werk selbst wegen seiner Einfachheit: Oedipus, Antigone und etwas weiter Polyneikes; nur drei Figuren. Selten trifft man bei Erstlingsversuchen eine solche Knappheit; erste Kompositionen sind gewöhnlich figurenreich. Die junge Einbildungskraft legt sich keine Schranken auf, konzentriert sich nicht in einem vielsagenden Wort, in einer Note, in einem Zug, sie braucht Raum; sie schweift in die Weite, verirrt sich in diesem Schweifen, fällt und zerschellt am harten Lakonismus.

Ich lobte ihn über die Wahl des Motivs und riet ihm, außer Poesie besonders viel Geschichte zu lesen und fleißiger die schönen Kupferstiche abzuzeichnen, wie die von Rafael, Volpato, Poussin und Audran. — „Diese und auch viele andere sind bei deinem Meister,“ sagte ich, „zeichne sie also, wenn du freie Zeit hast, und die nötigen Bücher werde ich dir liefern.“ — Ich gab ihm auch gleich einige Bände der „Geschichte des antiken Griechenlands.“

„Mein Meister hat außer diesen, die an den Wänden hängen, noch eine ganze Mappe solcher Kupferstiche,“ sagte er, die Bücher nehmend, „aber er erlaubt mir nicht, etwas daraus abzuzeichnen: er fürchtet, daß ich sie verderben

werde. „Aber . . .“, sagte er noch lächelnd, „ich erzählte ihm, daß Sie mich zu Karl Pawlowitsch geführt und ihm meine Zeichnungen gezeigt hätten und daß . . . (hier fing er an stecken zu bleiben) daß er . . . ich glaube ja selbst nicht daran.“

„Was?“ fiel ich ein. „Er glaubt nicht, daß Brülow deine Zeichnungen gelobt hat?“

„Er glaubt nicht einmal, daß ich Karl Pawlowitsch gesehen habe, und als ich ihn dessen versicherte, nannte er mich einen Narren.“

Er wollte noch etwas sagen, als Wenezianow, den Hut abnehmend, in die Stube trat und lächelnd sagte: „Es ist mir nichts geschehen! Er ist ein Junker . . . wie eben jeder Junker! Zwar ließ er mich eine gute Stunde im Vorzimmer warten; aber das ist so ihre Manier. Was ist dagegen zu tun? Sitte ist Gesetz. Er empfing mich in seinem Kabinett. Es gefiel mir nicht. Zwar ist dort alles teuer, herrlich, prächtig, aber prächtig im japanischen Stil. Ich begann zuerst von der Bildung im allgemeinen zu reden, und besonders von der Menschenliebe. Er hörte mir lange und aufmerksam zu und schwieg; zuletzt unterbrach er mich: „Aber sagen Sie mir doch ganz einfach, was Sie von mir wollen mit Ihrem Brülow. Wie gefällig er mir doch gestern gewesen ist, dieser echt amerikanische Wildling!“ Dabei lachte er laut. Ich wurde ein wenig verwirrt, beherrschte mich aber sofort und legte ihm ruhig und einfach die Angelegenheit vor.

„Das hätten Sie schon lange sagen sollen, und Sie sprachen mir da von Menschenliebe! Was hat hier die Menschenliebe zu tun? Geld und weiter nichts!“ setzte er



selbstzufrieden hinzu. — „Sie wollen also den äußersten Preis wissen? Habe ich Sie recht verstanden?“

„Ja, ganz richtig,“ antwortete ich.

„So hören Sie meinen äußersten Preis: 2500 Rubel, einverstanden?“

„Einverstanden,“ antwortete ich.

„Er ist ein Handwerker,“ sagte er weiter, „und zu Hause unentbehrlich.“ Er wollte noch etwas sagen, aber ich grüßte und ging hinaus. Da stehe ich nun vor Ihnen,“ sagte der brave Greis lächelnd.

„Ich danke Ihnen herzlich.“

„Nein, ich danke Ihnen,“ sagte er und drückte mir die Hand.

„Geben Sie mir doch Gelegenheit wenigstens etwas für unsere schöne Kunst zu tun und einen Sonderling zu sehen, der unsern großen Karl einen amerikanischen Wildling nennt.“

Der Alte lächelte gutmütig. „Ich steuere mein Scherflein bei,“ sagte er dann. „Das Weitere ist Ihre Sache; sollte es aber mißlingen, so werde ich mich wieder an den englischen Klub wenden. Doch einstweilen adieu!“

„Lassen Sie uns zusammen zu Karl Pawlowitsch gehen,“ sagte ich.

„Ich gehe nicht, und rate es auch Ihnen ab. Vergessen Sie das Sprichwort nicht: ein ungebetener Gast ist ärger als ein Tartar, besonders bei einem Künstler, und noch dazu am Morgen; das ist ärger, als eine ganze Tartarenhorde.“

„Sie zwingen mich, über heute morgen zu erröten,“ sagte ich.

„Nicht doch, Sie handelten wie ein echter Christ. Für

Arbeit und Ruhe haben wir die Stunden eingeteilt, aber für gute Taten gibt es keine bestimmte Stunden. Ich danke Ihnen vielmehr nochmals herzlich für Ihren heutigen Besuch. Auf Wiedersehen! Wir speisen heute zu Hause, kommen Sie. Wenn Sie den Belvederischen sehen, so bringen Sie ihn auch mit.“ (Den Belvederischen nannte er Apollo Nikolajewitsch Mokriksij, einen Schüler Brüllows und eifrigen Verehrer Schillers.)

Auf der Straße verabschiedete ich mich von Venezianow, ging zu Karl Pawlowitsch, um ihn von dem Resultat meiner Diplomatie zu benachrichtigen. Aber nicht einmal Lukian fand ich zu Hause. Lipin,\*) Gott lohne ihn dafür, sah aus seiner Küche heraus und sagte, sie wären in den Portikus gegangen. Ich lief zum Portikus hin und auch der war geschlossen. (So nannten wir ein Gebäude hinter dem heutigen Akademiegarten, in dem die Ateliers von Brüllow, Baron Klotz, Sauerweid\*\*) und Bassin\*\*\*) waren.) Durch den Litejnj-Hof bin ich auf die Straße hinausgegangen, und als ich am Laden des Davizeti†) vorbeiging, erblickte ich im Fenster das lockige Profil Karls des Großen. Er bemerkte mich und kam auf die Straße heraus.

„Nun?“ fragte er.

„Wo speisen Sie heute zu Mittag?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß nicht, aber warum fragen Sie danach?“

„Nun,“ sagte ich, „lassen Sie uns dann bei Venezianow zu Mittag essen; er wird Ihnen solche Wunder vom Am-

---

\*) Brüllows Koch.

\*\*) Alexej Sauerweid (1783—1849), russischer Schlachtenmaler.

\*\*\*) Peter Bassin (1793—1877).

†) Eine bekannte Kunsthandlung in Petersburg.

phibium erzählen, wie Sie ähnliche sicher noch nie gehört haben und auch nie mehr hören werden.“

„Schön, gehen wir hin,“ sagte er, und wir gingen zu Venezianow.

Bei Tische erzählte uns der Greis die Geschichte seines heutigen Besuches, und als er auf den amerikanischen Wildling zu sprechen kam, brachen wir alle in lautes Lachen aus, und das Mittagessen endigte mit einem hysterischen Gelächter.

Zwischen dem großen und mittleren Prospekt, in der siebenten Linie im Hause des Kastiurin, mietete der Verein zur Unterstützung der Künstler eine große Wohnung für seine fünf Pensionäre. Außer den von den Pensionären bewohnten Zimmern gab es noch zwei Lehrsäle, die mit den antiken Statuen der Mediceischen Venus, des Apollo, des Germanicus und der Gruppe der Gladiatoren geschmückt waren. Diesen Zufluchtsort bestimmte ich nun, statt der Gypsclassse, unter der Gönnerschaft des als Modell dienenden Taras, für meinen Schüler. Außer den schon erwähnten Figuren gab es dort noch ein Skelett, und für meinen Schüler war die Kenntniss des Skeletts notwendig, um so mehr, da er die anatomische Statue von Fischer\*) aus dem Gedächtnis malte, ohne indes von der Anatomie einen Begriff zu haben.

In dieser guten Absicht ging ich nun gleich am nächsten Tage nach dem Mittagessen bei Venezianow zum damaligen Sekretär der Gesellschaft, W. J. Stryhorowsky und bat ihn für meinen Schüler um die Erlaubnis, die Lehrsäle der Gesellschaft besuchen zu dürfen. Der liebens-

---

\*) Bekannter Naturforscher (1817—1886).

würdige Wassyl Iwanowitsch gab mir auch sogleich einen Schein an den Künstler Helownia, der bei den Pensionären als Aufseher wohnte.

Diesem stellte ich nun meinen Findling vor. Fürs erste Mal nahm ich selbst das Skelett aus dem Schranke heraus, setzte es auf einen Stuhl in der Position eines übermüdigsten Zechers, zeichnete in leichten Umrissen die allgemeine Lage des Skeletts und hieß nun meinen Schüler die Einzelheiten zeichnen. Nach zwei Tagen verglich ich mit Wohlgefallen seine Zeichnung mit den anatomischen Lithographien Bassins und bemerkte dabei, daß die Details auf der Zeichnung meines Schülers sogar deutlicher und getreuer waren. Aber daran war vielleicht die vergrößernde Brille schuld, durch die ich meinen Findling sah. Kurzum, seine Zeichnung gefiel mir ungemein.

Er zeichnete nun weiter das Skelett in verschiedenen Positionen und, unter der Gönnerschaft des Modells Taras, auch die Statue des von Apollo geschundenen Marsyas. So ging allmählich alles gut vonstatten; es verging der Winter, und der Frühling war im Anzug. Mein Schüler wurde sichtbar magerer, blasser und nachdenklicher.

„Was ist dir?“ fragte ich ihn. „Du bist doch gesund?“

„Gesund“ antwortete er traurig.

„Warum weinst du denn?“

„Ich weine nicht, es ist mir nur so . . . “ Aber die Tränen flossen ihm dabei in Strömen aus seinen schönen, ausdrucksvollen Augen. Ich konnte nicht erraten, was das alles bedeuten sollte, und war schon geneigt zu glauben, Amors Pfeil hätte dieses keusche, junge Herz getroffen; erst später, als der Frühling seinen Einzug hielt, verriet er mir eines Morgens die Ursache seines Kammers; die Ur-

beit hätte begonnen, es wäre ihm also unmöglich, täglich zu mir zu kommen, wie seither, er müsse nun wieder die Zäune anstreichen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, aber verschwieg ihm die Absichten des Karl Pawlowitsch, um so mehr, da mir selbst noch eine feste Hoffnung auf Erfolg fehlte.

Am Sonntag besuchte ich seinen Meister: ich wollte sehen, ob es nicht ginge, ihm an Stelle meines Freundes einen einfachen Radierer zum Ersatz anzubieten. „Warum nicht? Es ist möglich,“ sagte der Meister, „so lange die Zeichenarbeiten nicht begonnen haben, dann müssen Sie schon entschuldigen; er ist bei mir Zeichner, und Sie wissen selbst, was ein Zeichner in unserer Kunst wert ist.

Aber was meinen Sie,“ fuhr er fort: wird er imstande sein, für sich einen Arbeiter zu mieten?“

„Ich miete selbst einen.“

„Sie?“ fragte der verwunderte Meister. „Aber weshalb denn und zu welchem Nutzen wollen Sie sich darum bemühen?“

„So,“ antwortete ich, „ganz ohne Grund, nur zur Selbstbefriedigung.“

„Eine schöne Selbstbefriedigung — blindlings das Geld hinzustreuen!

„Man sieht's,“ sagte er selbstvergnügt und lachend, „daß bei Ihnen die Hühner das Geld nicht weggicken können.“\*)

Dann fragte er weiter:

„Was nehmen Sie zum Beispiel für ein Porträt?“

„Für ein Porträt?“ antwortete ich, und ich erriet so-

---

\*) Russische Redensart.

fort, wohin er zielte. // „Von Ihnen zum Beispiel nehme ich nicht mehr als hundert Silberrubel.“

„Ach nein, Väterchen, nehmen Sie von jemand anderem hundert Rubel; von mir könnten Sie zehn Rubel nehmen, und das wäre schon genug.“

„Also machen wir's am besten so,“ sagte ich, ihm die Hand reichend; „treten Sie mir auf zwei Monate Ihren Lehrling ab, und Sie werden ein Porträt bekommen.“

„Auf zwei“ erwiderte er und dachte nach, „auf zwei kann ich nicht, das ist zu viel. Auf einen, das ginge.“

„Nun gut, wenigstens auf einen Monat, ich bin einverstanden,“ sagte ich. Und wir reichten uns die Hände wie zwei Schächerer.

„Wann fangen wir also an?“ fragte er mich.

„Morgen, wenn Sie wollen,“ sagte ich und setzte meinen Hut auf.

„Wohin denn so eilig? Wir müssen ja den Mohorntsch\*) trinken.“

„Nein, danke; erst wenn die Arbeit getan ist, dann trinken wir auch den Mohorntsch. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Einen Monat Freiheit in einer ganzen, langen Reihe schwerer Sklavenjahre. Ist das viel? So viel, wie ein Korn in einem Scheffel Mohn. Während dieses einen freien Monats hatte ich an meinem Schüler eine große Freude erlebt. Sein ausdrucksvolles, junges Gesicht strahlte in solcher lichter Freude, in solch vollem Glück, daß ich ihn, — Gott verzeihe mir's, — darum beneidete. Seine ärmlichen, aber gefälligen und sauberen Kleider schienen mir elegant; selbst sein Mantel aus Fries schien mir aus

---

\*) Kauftrunt.



Taras Schewtschenko: Porträt einer Frau.  
Nach einer Sepiamalerei.

Lodentuch gefertigt, — aus dem besten russischen Lodentuch. Bei Frau Jurgens sah uns beim Mittagtiſch niemand mehr verächtlich/an: das heißt, nicht nur ich bemerkte diese glückliche Veränderung bei ihm. Eines Tages, es war dies an einem jener glücklichen seiner Freiheit, gingen wir zur Frau Jurgens und begegneten Karl Pawlowitsch auf dem großen Prospekt.

„Wohin des Wegs?“ fragte er.

„Zu Frau Jurgens“ antwortete ich.

„So gehe ich mit. Auf einmal überkam mich der Hunger,“ sagte er, und bog mit uns in die dritte Linie.

Karl Pawlowitsch liebte es, von Zeit zu Zeit die brave Frau Jurgens zu besuchen: ihm gefiel zwar nicht die dienstfeifrige Frau Jurgens selbst und auch nicht deren Magd Olimpia, die seinerzeit dem verstorbenen Petrowskij\*) als Modell für die „Sagar“ diente, — ihm, als echtem Künstler, gefiel unsere gemischte Gesellschaft.

In der Regel deekte Frau Jurgens in einem Nebenzimmer einen besonderen Tiſch für ihn und bereitete in aller Eile eine Extraspēiſe; aber er wies es immer ab, wie ein echter Sozialist. Diesmal aber nahm er die Gefälligkeit an, hieß einen Tiſch für drei Personen in einem besonderen Zimmer decken und schickte die Magd Olimpia zu Fox\*\*) nach einer Flasche Jackson.

Mein Schüler saß schweigend am Tiſche, schweigend und blaß trank er ein Glas Jackson, und schweigend drückte er die Hand Karl Pawlowitschs, schweigend betrat er sein Zimmer, fiel, ohne sich auszukleiden, auf den Boden und verweinte den Rest des Tages und die ganze Nacht.

---

\*) Auch ein Schüler Brüllows.

\*\*) Ultrrenommiertes Weinrestaurant, deutsche Firma.



Es blieb ihm noch eine Woche der Freiheit. Aber am nächsten Tag nach dem Mittagessen bei Frau Jurgens rollte er alle seine Zeichnungen zusammen und ging, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus. Ich glaubte, daß er seinen gewöhnlichen Spaziergang auf der siebenten Linie machen wollte, und fragte ihn deshalb nicht, wohin er gehe. Der Mittag verging, es kam der Abend, und noch immer kehrte er nicht zurück. Am nächsten Tag ging ich zu seinem Meister, aber auch dort fand ich ihn nicht. Ich erschrak, ich wußte nicht, was ich denken sollte. Am Abend des dritten Tages kam er endlich zu mir, noch blasser, noch verstimmter als vordem. „Wo warst du?“ fragte ich ihn; „was ist mit dir; bist du nicht wohl?“

„Nicht wohl,“ antwortete er mit kaum hörbarer Stimme.

Ich schickte den Hausmeister nach dem Privatarzt Schadowzew und bemühte mich indessen, ihn auszukleiden und aufs Bett zu legen. Er war folgsam, wie ein sanftes Kind. Schadowzew fühlte ihm den Puls und riet mir, ihn ins Spital zu schicken; es wäre gefährlich, bei meinen bescheidenen Mitteln ein hitziges Fieber zu Hause heilen zu wollen.

Ich befolgte seinen Rat und überführte noch an demselben Abend meinen armen Schüler ins St.-Marien-Magdalenen-Spital, nächst der Tutschkow-Brücke. Man nahm ihn, dank der Güte des Privatarztes Schadowzew, ohne die vorgeschriebenen Formalitäten auf. Am nächsten Tage benachrichtigte ich seinen Meister davon, was sich ereignet hatte, der dann die nötigen Formalitäten erfüllte.

Ich besuchte ihn täglich mehrmals, und jedesmal, wenn ich das Spital verließ, ergriff mich eine immer größere Sehnsucht nach ihm. Ich hatte mich so sehr an ihn gewöhnt, er war mir so sehr zum Bruder und Freund geworden, daß ich mich ohne ihn nirgends zu Hause fühlte. So lief ich, ohne Ziel und Zweck, nach dem Petersburger Viertel, bog in den Petrowskij-Parc ein (der damals noch im Entstehen begriffen war), verließ ihn bei den Sobolewskij-Villen und kehrte wieder ins Spital zurück. Er aber lag immer noch wie im Delirium. Ich fragte die Krankenwärterin:

„War er nicht inzwischen bei Besinnung?“

„Nein,“ antwortete sie.

„Phantasiert er?“

„Immer daselbe: . . . rot . . . rot . . . “

„Sonst nichts?“

„Nichts, mein Herr.“ Und ich machte wieder meine Runde über die Tutschkowbrücke an der Villa Sobolewskij vorbei und ins Spital zurück.

So vergingen acht Tage. Am neunten Tage kam er wieder zu sich und, als ich mich ihm näherte, erhob er sich und sah mich so aufmerksam, so ausdrucksvoll und herzlich an, daß ich diesen Blick nie vergessen werde. Er wollte mir etwas sagen, aber er konnte es nicht; er wollte die Hand nach mir ausstrecken und brach nur in herzliches Weinen aus. Ich eilte fort.

Im Gang begegnete mir der diensttuende Arzt und erklärte mir, die Gefahr sei vorbei, die junge Kraft hätte den Sieg davongetragen. Beruhigt durch den guten Arzt kehrte ich in meine Wohnung zurück. Ich rauchte eine Zigarre an, aber sie kam nicht in Zug; ich warf sie weg und

ging auf die Straße. Es war mir alles nicht recht, es fehlte mir etwas zu meiner Freude. Ich ging in die Akademie und trat bei Brülow ein: er war nicht zu Hause. Ich ging ans Ufer: Karl Pawlowitsch war dorten, er stand bei der großen Sphinx und schaute auf die von den Eisschollen befreite Newa hinab: ein kleines Boot mit lustigen Passagieren glitt leise dahin und hinterließ eine lange silberne Furche.

„Waren Sie in meinem Atelier?“ fragte er, ohne mich zu grüßen.

„Nein, ich war nicht dorten.“

„So gehen wir hin.“

Wir gingen in Schweigen versunken. Im Atelier trafen wir Lipin. Er hatte frische Farben auf die Palette gesetzt und saß nun behaglich in einem Lehnstuhl, das Porträt von M. A. Schukowskij betrachtend, auf dem der Hintergrund noch nicht ganz trocken war. Als er uns eintreten sah, sprang er vom Stuhl und errötete wie ein auf frischer Tat ertappter Schüler.

„Legen Sie die Palette beiseite; ich werde heute nicht arbeiten,“ sagte Karl Pawlowitsch zu Lipin und setzte sich in den Lehnstuhl; eine gute halbe Stunde sah er das Porträt schweigend an und sich zu mir wendend, sagte er:

„Der Ausdruck muß weicher werden: seine Gedichte sind ja so weich, so süß . . . , nicht wahr?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Wissen Sie denn auch, wozu dieses Porträt bestimmt ist?“

„Nein!“ antwortete ich.

Er schwieg ganze zehn Minuten lang, stand dann auf, nahm seinen Hut und sagte: „Lassen Sie uns auf die

Straße gehen, ich erzähle Ihnen dann, wozu dieses Porträt bestimmt ist.“

Als wir aber auf der Straße waren, sagte er plötzlich: „Nein, ich habe mir's überlegt; von solchen Dingen erzählt man nicht vorzeitig. Und außerdem bin ich sicher, daß Sie gar nicht neugierig sind,“ fügte er im Scherz hinzu.

„Gut, wenn Sie es wünschen, so bleibe es für mich noch ein Rätsel.“

„Aber nur bis zur nächsten Modellierung. Nun, wie geht es mit Ihrem Schützling? Fühlt er sich besser?“

„Er kommt langsam zu sich.“

„Also die Gefahr ist vorbei?“

„So behauptet wenigstens der Arzt.“

„Auf Wiedersehen,“ sagte er und reichte mir die Hand, „ich gehe zu Gilberg.\*) Er wird, glaube ich, noch kaum aufstehen dürfen,“ fügte er traurig hinzu, und wir trennten uns.

Dieses geheimnisvolle Porträt hatte meine Neugier sehr erregt. Ich ahnte zwar im voraus seine Bestimmung, und wollte mich vergewissern, ob meine Vermutung richtig sei, aber ich gewann es über mich, Karl dem Großen kein Wort davon zu sagen. Allerdings besuchte ich eines Morgens W. A. Schufowskij unter dem Vorwande, mich an den trockenen Konturen der Cornelius und Peter Heß zu ergözen, in Wirklichkeit aber in der Absicht, etwas von dem geheimnisvollen Porträt zu erfahren. Aber ich irrte mich in meinen Voraussetzungen. Klenze,\*\*) die Walhalla, die

---

\*) John Gilberg (1794—1866), engl. Historienmaler, Anhänger der venezianischen Schule.

\*\*) Leo von Klenze (1784—1864), hervorragender deutscher Architekt, Schöpfer der Walhalla bei Regensburg, der Glyptothek und der alten Pinakothek in München, der St. Staatskirche und anderer Bauten.

Pinakothek und München überhaupt nahmen uns den ganzen Vormittag in Anspruch, so daß wir nicht einmal auf Düsseldorf zu sprechen kamen, geschweige denn aufs bewußte Porträt. Ich erfuhr kein Wort davon, wie wenn es überhaupt nicht existierte.

Die glühende Lobrede, die der unvergeßliche Wassili Andrejewitsch der deutschen Kunst brachte, wurde durch die Ankunft des Grafen M. S. Wielhorskij unterbrochen.

„Da sehen Sie die Schuld und den Anlaß Ihrer jetzigen Bemühungen,“ sagte Wassili Andrejewitsch, indem er auf mich zeigte.

Der Graf drückte mir herzlich die Hand. Ich hatte mir schon die Frage zurechtgelegt, die ich nun stellen wollte, als der Diener eine mir unbekannte Erzellenz meldete. Ich fand nun meinen Plan undurchführbar; ich grüßte und zog mich unverrichteter Dinge zurück.

Unterdessen feierte die junge Kraft ihren Sieg. Mein Schüler lebte auf und gewann neue Kräfte nicht von Tag zu Tag, nein, von Stunde zu Stunde, wie irgendein berühmter Recke im Märchen. Nachdem er zwei Wochen im Fieber gelegen, stand er eine Woche darnach auf und ging bereits umher, obwohl er sich dabei noch an seinem Bett halten mußte. Aber immer noch war er so traurig und niedergeschlagen, daß ich ihn eines Tags, trotz des ärztlichen Verbotes, mit ihm von abstrakten Dingen zu reden, fragte:

„Du wirst nun doch wieder gesund? Bist du nicht froh? Weshalb bist du traurig?“

„Ich bin nicht traurig, ich bin sehr froh, aber . . . ich weiß selber nicht, was ich will . . . ich möchte lesen.“

Ich fragte den Arzt, ob man ihm etwas zu lesen geben könne.

„Geben Sie ihm nichts, besonders nichts Ernstes.“

„Was soll ich tun? Sein Krankenwärter kann ich leider nicht sein, womit soll ich ihm helfen?“

Als ich so nachdachte, fiel mir die „Perspektive“ von Albrecht Dürer in russischer Übersetzung ein, aus der ich ehemals lernte und lernte, und die ich schließlich fahren ließ, ohne damit ans Ende gekommen zu sein. Sonderbar: ich erinnerte mich an den Dürerschen unzusammenhängenden Wirrwar und vergaß das schöne Lehrbuch unseres Professors Worobjew.\*) Die dem Lehrbuch der Perspektive beigelegten Skizzen befanden sich (allerdings durcheinander liegend) in meiner Mappe. Ich sammelte sie und gab sie, mit vorheriger Erlaubnis des Arztes samt Zirkel und Dreieck meinem Schüler; auch gab ich ihm sogleich die erste Lektion von der Perspektive der geraden Linien. Es war nicht nötig, ihm weitere Lektionen zu erteilen: so schnell wie er genas, so schnell begriff er auch die Mathematik, obwohl er die vier arithmetischen Grundregeln nicht kannte.

Der Unterricht der Perspektive war zu Ende. Ich bat den älteren Arzt, meinen Schüler aus dem Spital zu entlassen, dieser erklärte mir aber, daß er mindestens noch einen Monat unter Aufsicht des Arztes bleiben müsse bis zu seiner vollständigen Genesung. Ich unterdrückte meinen Schmerz und willigte ein.

Während dieser Zeit kam ich oft mit Karl Pawlowitsch zusammen und sah mehrmals W. A. Schufowskijs

---

\*) Maxim Worobjew (1787—1855), russischer Maler.

Porträt nach der zweiten Modellſitzung. In den Geſprächen mit ihm merkte ich oft unabiſichtliche Anſpielungen auf irgendein Geheimnis, doch weiß ich ſelber nicht, warum ich ſein offenes Geſtändnis aufſchob. Wie wenn ich irgend etwas zu fürchten gehabt hätte. Und doch hatte ich das Geheimnis faſt erraten!

Und bald kam es ans Licht. Am frühen Morgen des 22. April 1838 erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben von W. A. Schukowskiſki folgenden Inhalts: „Hochgeehrter Herr N. N.! Kommen Sie morgen um elf Uhr zu Karl Pawlowiſch und erwarten Sie mich dorten unter allen Umſtänden, auch wenn ich ſehr ſpät kommen ſollte. W. Schukowskiſki. P. S. Bringen Sie ihn auch mit.“

Mit heißen Tränen begoß ich dies heilige Schriftſtück. Ich ſteckte es nicht in die Taſche, aus Furcht, es zu verlieren, nein, ich preßte es in meine Faust und lief ſo ins Spital. Obwohl der Schweizer den Befehl hatte, mich zu jeder Tageszeit einzulaſſen, wollte er mir diesmal die Tür nicht öffnen und ſagte: „Zu früh Euer Gnaden, die Kranken ſchlafen noch.“ Das kühlte mich ein wenig ab; ich öffnete die Faust, entfaltete den Brief und las ihn faſt Silbe für Silbe, dann faltete ich ihn andächtig zuſammen, legte ihn in die Taſche und kehrte langſam nach Hauſe zurück; im Herzen aber dankte ich dem Schweizer dafür, daß er mich aufgehalten hatte.

Vor langer, ſehr langer Zeit, noch in der Pfarrſchule, las ich heimlich, ohne daß der Lehrer es wußte, die vortreffliche Travestie der „Aeneide“ von Kotlarewſkij\*) und ...

---

\*) Iwan Kotlarewſkij (1769—1838). Der erſte unter den ukrainiſchen Dichtern, der ſich in ſeinen Werken ſtatt der toten kirchenslawiſchen, der ukrainiſchen Volkſprache bediente. Schewtſchenko widmete ihm ein Gedicht: „Zum Andenken Kotlarewſkij's“.

„Was du nicht hältst in deinen Händen,  
Noch rühm' dich nicht, es wäre dein.“ (IV. 22)

Diese zwei Verszeilen hatten sich so tief in mein Gedächtnis eingegraben, daß ich sie noch jetzt oft wiederhole und anwende. Sie tauchten mir wieder im Gedächtnis auf, als ich vom Spital nach Hause ging. Denn, wahrlich! War ich denn sicher, daß diese Schrift seine Angelegenheit betraf? Ich wußte es nicht, ich ahnte es nur, und die Ahnung trügt oft. Was gäbe es, wenn sie auch jetzt getragen hätte? Welch großes Leid hätte ich verursacht und just ihm, dem mir teuersten Menschen! Ich erschraf selbst vor dem Gedanken.

Während dieses langen Tages der Erwartung kam ich mindestens zwanzigmal bis an die Tür Karl Pawlowitschs, kehrte aber stets mit einer unerklärlichen Furcht zurück; weshalb ich mich fürchtete, weiß ich selber nicht. Das einundzwanzigste Mal entschloß ich mich endlich zu läuten und Lufian sah zum Fenster heraus und sagte: „Nicht zu Hause.“ Mir war es, als ob ich einen schweren Stein von meinen Schultern gewälzt, eine große Heldentat vollbracht hätte und ich atmete endlich freier auf.

Großen Mutes verließ ich nun die Akademie und lenkte meine Schritte in die dritte Linie, wo mir Karl Pawlowitsch begegnete. Ich wurde erst sehr verlegen und wollte weglaufen, doch er hielt mich auf und fragte:

„Haben Sie Schukowskij's Brief erhalten?“

„Ja,“ antwortete ich, kaum vernehmbar.

„Kommen Sie also morgen um elf Uhr zu mir. Auf Wiedersehen! Hollah, wenn er kommen kann, so bringen Sie ihn mit,“ fügte er, sich entfernend, hinzu.



„Jetzt,“ dachte ich mir, „bin ich meiner Sache sicher, und doch:

„Was du nicht hältst in deinen Händen,  
Noch rühm' dich nicht, es wäre dein.“

Aber schon nach einigen Augenblicken war diese weise Behauptung wie Rauch aus meinem unpraktischen Kopfe verschwunden. Mich erfaßte der unbezwingliche Wunsch, meinen Kranken morgen zu Karl Pawlowitsch zu bringen. Ob's wohl der Arzt erlauben wird? Um diese Frage zu lösen, ging ich zum Arzt, in seine Wohnung; ich traf ihn zu Hause und erklärte ihm die Ursache meines unverhofften Besuches. Der Arzt erzählte mir einige Fälle des Wahnsinns, den eine plötzliche Freude oder ein plötzlicher Kummer verursachten. „In unserem Falle,“ setzte er hinzu, wäre es desto gewagter, da sich Ihr Schützling vom Fieber noch nicht ganz erholt hat.“ Auf diese Argumente war nichts zu antworten; ich dankte ihm für den guten Rat, grüßte ihn und ging.

Lange trieb ich mich ziellos in den Straßen umher; ich wollte zuletzt zum alten Venezianow gehen, um von ihm vielleicht etwas Bestimmtes zu erfahren, aber es war schon nach Mitternacht; Venezianow war kein Jüngling mehr, und an den mitternächtlichen Besuch war folglich nicht zu denken. Es kam mir auch der Gedanke, auf die Troitzki-Brücke zu gehen, um mich dort am Sonnenaufgang zu ergötzen. Doch war der Weg zur Brücke nicht kurz, und ich begann schon müde zu werden. Sollte ich mich übrigens nicht begnügen, bei den großen Sphingen harmlos zu sitzen? Es kommt doch auf eins heraus, die Newa ist ja dieselbe. Doch nein, nicht dieselbe. Ich dachte nach und begab mich

dann zu den Sphingen. Ich setzte mich dort auf eine Granitbank, lehnte mich gegen die bronzene Ballustrade und betrachtete lange die still dahinfließende schöne Newa. Vor Sonnenaufgang kam der Schweizer der Akademie an die Newa, um Wasser zu holen, und weckte mich; er brummte dabei in einem belehrenden Tone: „Gut, daß noch keine Leute herumlaufen, die könnten sonst glauben, daß Sie ein Säufer wären.“ Ich dankte ihm mit einem Zehnkopfenstück, ging nach Hause und schlief, wie man zu sagen pflegt, mit dem echten Schlaf eines Hausherrn\*) ein.

Punkt elf Uhr war ich bei Karl Pawlowitsch. Lufian öffnete mir die Tür und sagte:

„Man bittet Sie, zu warten.“

Im Atelier fiel mir sogleich das Bild von Zampieri: „St. Johannes“ auf, das ich bislang nur vom Hörensagen und auch nach einer Skizze Müllers kannte. Mich packte wieder die Ungewißheit, vielleicht schrieb mir Wassili Andrejewitsch nur anlässlich dieses Bildes? Warum schrieb er aber: Bringen Sie ihn mit? Ich hatte das Schreiben bei mir; ich zog es aus der Tasche und las noch einigemal das P. S. durch. Das beruhigte mich und ich trat vor das Bild, aber meine Unruhe gestattete mir nicht, mich an diesem hochkünstlerischen Werke zu ergözen.

Trotzdem aber hatte ich nicht bemerkt, daß Karl Pawlowitsch in Begleitung des Grafen Wielhorskij und W. A. Schukowskij ins Atelier getreten war. Ich grüßte sie, zog mich zurück und näherte mich dem Porträt von Schukowskij. Sie erfreuten sich lange an dem herrlichen Werk

---

\*) Ukrainische Nebenbart.

des armen Märtyreres Zampieri, währenddessen ich vor Neugierde verging. Endlich nahm Shukowskij ein nach amtlicher Vorschrift gefaltetes Schreiben aus seiner Tasche und reichte es mir. ✓

Ich öffnete das Schreiben: es war die Befreiungs-  
urkunde unseres gemeinsamen Schüklings, die von dem  
Grafen Wielhorskij, von Shukowskij und K. Brüllov als  
Zeugen unterzeichnet war. Ich bekreuzigte mich andächtig  
dreimal, und dreimal küßte ich die erlauchten Unter-  
schriften.

Ich dankte diesem großen und menschenfreundlichen  
Trio so gut ich konnte, grüßte sie, lief in den Gang hinaus  
und rannte direkt zu Wenezianow. Der teure Greis be-  
grüßte mich mit der frohen Frage: „Was gibt's?“ Ich  
nahm schweigend die kostbare Urkunde aus der Tasche und  
reichte sie ihm.

„Ich weiß . . . ich weiß alles,“ sagte er und gab mir  
das Papier zurück.

„Aber ich weiß nichts! Um Gottes Willen, sagen Sie  
mir doch, wie das geschah?“

„Gott sei Dank, daß es geschah. Lassen Sie uns erst  
essen, und dann werde ich Ihnen schon alles erzählen: die  
Geschichte ist lang, aber über alle Maßen schön.“

Wir setzten uns zu Tisch. Beim Mittagessen ging es  
viel lauter und fröhlicher zu wie gewöhnlich. Der Alte  
wurde lebhaft und erzählte die ganze Geschichte mit dem  
Porträt des W. A. Shukowskij, sprach aber fast nichts von  
seinem Anteil an diesem edlen Werke. Erst ganz zum  
Schluß fügte er hinzu:

„Bei diesem großherzigen Werk war ich einfach nur ein  
Vermittler.“

Die Geschichte selbst war folgende: Karl Brülow malte Schukowskij's Porträt, und Schukowskij, zusammen mit dem Grafen Wielhorskij, boten es der kaiserlichen Familie für 2500 Papierrubel an und für dieses Geld kauften sie meinem Schüler die Freiheit; der alte Venezianow spielte dabei, wie er es selbst sagte, die Rolle eines eifrigen und edlen Vermittlers.

„Was soll ich nun tun?“ fragte ich; wann und wie soll ich ihm diese Freudenbotschaft mittheilen?“

Venezianow sagte mir dasselbe wie der Arzt, und auch ich selbst war von der Notwendigkeit solcher Vorsicht vollkommen überzeugt. Aber wie sollte ich mich beherrschen? Sollte ich vielleicht einige Zeit unterlassen, ihn zu besuchen? Unmöglich: er würde denken, daß auch ich erkrankt, oder daß ich ihn verlassen habe, und würde sich beunruhigen. Nach langem Nachdenken faßte ich meine ganze Energie zusammen und ging ins Marien-Magdalenen-Spital. Das erste Mal beherrschte ich mich sehr gut, beim zweiten und dritten Besuch begann ich ihn schon allmählich vorzubereiten. Ich fragte den Arzt, wann man ihn aus dem Spital nehmen könne; der Arzt empfahl, nichts zu überstürzen, und mich begann wieder die Ungeduld zu quälen.

Einmal am frühen Morgen kam der ehemalige Meister meines Kranken zu mir und begann ohne alle Umschweife mir Vorwürfe zu machen: ich hätte ihn auf barbarische Weise beraubt, ihm seinen besten Arbeiter entzogen, er hätte deswegen durch meine Schuld schon manchen Tausender verloren. Ich konnte lange nicht verstehen, um was es sich handle, und wieso ich zum Räuber geworden wäre. Zuletzt sagte er, der Junker hätte ihn

gestern zu sich gerufen, ihm die ganze Geschichte erzählt und die Auflösung des Vertrages verlangt; er wäre nun gleich gestern ins Spital gegangen, aber der Kranke hätte nichts davon gewußt.

„Da hast du deine Vorsicht!“ dachte ich bei mir.

„Was verlangen Sie also jetzt von mir?“ fragte ich ihn.

„Nichts, ich wollte nur erfahren, ob dies alles auf Wahrheit beruhe.“

Ich bejahte es und wir trennten uns.

Ich war zufrieden, daß die Dinge diese Wendung genommen hatten: der Kranke ist nun vorbereitet und kann die Nachricht ruhiger zur Kenntnis nehmen wie zuvor.

„Ist es wahr? Kann ich glauben, was ich hörte?“

Mit dieser Frage begrüßte er mich an seiner Zimmertür.

„Ich weiß ja nicht, was du hörtest.“

„Mir sagte der Meister gestern, daß ich . . .“

Er brach ab, wie wenn er Furcht hätte, den Satz zu Ende zu sagen, schwieg eine Weile und setzte mit kaum hörbarer Stimme hinzu: „daß ich . . . befreit . . . daß Sie . . .“

Und er brach in Tränen aus.

„Beruhige dich,“ sagte ich ihm: „das soll nun erst wahr werden.“ Aber er hörte nichts und weinte weiter.

Nach einigen Tagen verließ er das Spital und zog bei mir ein. Er war vollkommen glücklich.

In der göttlichen Natur gibt es viel, unendlich viel Schönes, aber der Triumph und die Krone der unsterblichen Schönheit ist ein von Glück strahlendes Menschengesicht. Etwas Höheres, Schöneres kenne ich nicht in der Natur.

Und an diesem Zauber konnte ich mich einmal im Leben voll und ganz ergöhen. Während einiger Tage war mein Schüler so glücklich, so überaus schön, daß ich ihn nicht ohne tiefe Erschütterung ansehen konnte. Es strömte ein Teil seines grenzenlosen Glückes auf mich über. Einmal zerfloß er in höchster Entzückung, ein anderes Mal strahlte er in stiller Wonne. Obwohl er während dieser Tage mehrmals den Versuch machte, zu arbeiten, so brachte er dies doch nicht zuwege; oft steckte er seine Zeichnung in die Mappe, zog seine Freiheitsurkunde aus der Tasche, las sie immer wieder durch, Silbe für Silbe, bekreuzte sich, küßte sie und weinte.) Um seine Aufmerksamkeit vom Gegenstand seiner Freude abzulenken, nahm ich ihm den Freibrief unter dem Vorwande, daß ich ihn bei Gericht einschreiben lassen müsse. Ihn aber führte ich jeden Tag in die Gallerien der Kunstakademie, und als sein Anzug fertig war, kleidete ich ihn, wie eine Pflegemutter an und führte ihn in das Gouvernementsgebäude. Nachdem dort die heilige Urkunde eingeschrieben wurde, führte ich ihn in die Galerie Stroganow, zeigte ihm Velasquez im Original und damit beschloßen wir an diesem Tage unsere Wanderungen.

Am nächsten Tag um zehn Uhr kleidete ich ihn wieder an und führte ihn zu Karl Pawlowitsch, und wie ein Vater seinen geliebten Sohn dem Lehrer übergibt, so übergab ich ihn unserem unsterblichen Karl Pawlowitsch Brüllov. Von diesem Tage an begann er in der Akademie Unterricht zu nehmen und wurde Pensionär des Vereins zur Unterstützung der Künstler.

---



**Taras Schewtschenko: Porträt einer Frau.**  
Nach einem Aquarell aus dem Jahre 1843.

Ich hatte schon lange die Absicht, unser nordisches Palmyra zu verlassen, um in der gastfreundlichen Provinz einen ruhigen Winkel aufzusuchen. Dieses Jahr nun erschloß sich mir der gewünschte Winkel an einer Provinz-Akademie\*) und ich unterließ es nicht, davon Gebrauch zu machen. Ich sollte noch im Winter meinen Posten antreten, aber einige persönliche Angelegenheiten, besonders die Geschichte mit meinem, oder nunmehr K. P. Brüllowschen Schüler hielten mich in der Hauptstadt zurück; dann kam seine Krankheit, das langsame Genesen und zuletzt die Geldfrage. Nachdem das nun alles glücklich geordnet war, brachte ich, wie schon erwähnt, meinen Liebling unter die Fittiche Karl Pawlowitsch Brüllows und verließ in den ersten Maitagen die Hauptstadt, und zwar auf lange Zeit.

Vor meiner Abreise übergab ich dem Liebling meine Wohnung mit den bescheidenen Möbeln, samt Malbrett und allen Gypsachen, die ich nicht mitnehmen konnte und riet ihm, sich für den Winter einen Zimmergenossen zu suchen; im Winter sollte Sternberg\*\*) zu ihm kommen. Sternberg war dazumal in der Ukraina, und wir verabredeten uns, bei einem gemeinsamen Bekannten im Prylufker Bezirke zusammenzutreffen; bei dieser Gelegenheit wollte ich ihn bitten, nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt mit meinem Freunde zusammen zu wohnen, was auch zu meiner großen Freude geschah. Ich riet noch meinem

---

\*) Im russischen Originaltext: Universität.

\*\*) Wassili Sternberg (1818—1845), Gengre- und Landschaftsmaler, Schüler Brüllows, der vorzugsweise Motive aus dem ukrainischen Bauernleben behandelte und dem Schewtschenko sein Gedicht: „Iwan Pidkoiwa“ (vergl. Ausgewählte Gedichte von Taras Schewtschenko, Seite 40) gewidmet hat. Er starb bereits mit 27 Jahren in Rom.



Liebling, Karl Brüllov zu besuchen, aber nicht zu oft, um ihm nicht durch allzuhäufige Besuche lästig zu werden; ich riet ihm weiter, die Vorträge nicht zu versäumen und möglichst viel zu lesen, zu allerlezt aber bat ich ihn, mir oft zu schreiben, und zwar so, wie man an einen Vater schreibt.

Nachdem ich ihn der Obhut der Mutter Gottes empfohlen hatte, nahm ich von ihm Abschied und ach — auf immer!

Die ersten Briefe meines Freundes waren einförmig und glichen dem exakten und monotonen Tagebuch eines Schülers; sie haben nur Interesse für mich, für sonst Niemanden. In den weiteren Briefen dagegen kamen Stil, Wissen und Inhalt immer mehr zum Durchbruch. So z. B. in seinem neunten Brief:

„Heute um neun Uhr früh rollten wir das Bild „Die Kreuzigung Christi“ auf die Rollstange, und ich schickte es samt den Modellen in die protestantische Peter-Paul-Kirche. Karl Brüllov gab mir den Auftrag, das Bild bis in die Kirche zu begleiten; nach einer Viertelstunde kam er selbst, befohl in seiner Anwesenheit das Bild einzurahmen und es auf seinen Platz zu stellen. Da aber das Bild noch nicht gefirnißt war, sah man von weitem nur einen dunklen, matten Flecken. Nach dem Mittagessen überzog ich (samt Michailow\*) das Bild mit Firniß. Bald kam auch Karl Pawlowitsch; anfänglich setzte er sich auf die erste Bank, bald aber, nachdem er sich das Bild kurz gesehen hatte, zog er sich auf die letzte zurück. Wir traten auch näher und nahmen

---

\*) Auch ein Brüllov-Schüler.

neben ihm Platz. Er saß lange schweigend und brummte nur von Zeit zu Zeit: „Vandalen! Kein einziger Strahl fällt auf den Altar. Wozu brauchen sie dann ein Bild?“

Dann wandte er sich zu uns und sagte, mit der Hand auf den großen Bogen deutend, der die Kirche teilt: Wenn man eine Kreuzigung so groß wie diesen Bogen malen könnte, so würde dies ein des Gott-Menschen würdiges Bild werden.“

Ach, wenn ich Ihnen nur den hundertsten, nur den tausendsten Teil davon mitteilen könnte, was ich damals von ihm gehört habe. Aber Sie wissen ja selbst, wie er spricht. Seine Worte kann man nicht aufs Papier legen, sonst versteinern sie.

Er malte auch sofort dieses großartige Bild mit allen Einzelheiten aus und stellte es in Gedanken an Ort und Stelle. Welch ein Bild das war! „Die Kreuzigung“ von Poussin ist im Vergleich dazu eine Sudelei, geschweige denn diejenige Martens’.\*)

Er phantasierte noch lange, und ich hörte ihm andächtig zu; dann setzte er seinen Hut auf und entfernte sich; wir, Michailow und ich, folgten ihm nach. Als wir an den Statuen der Apostel Petrus und Paulus vorübergingen, sagte er: „Puppen in nassen Fegen, die dazu von Thormalbsen entliehen wurden.“ — Vor dem Laden des Daziaro\*\*) drängte er sich in die Menge und blieb eine Zeitlang vor dem mit französischen Lithographien geschmückten Schaufenster stehen. Mein Gott, dachte ich bei mir: derselbe Genius, der vor kurzem noch so hoch in dem Wunderland der schönen Kunst schwebte, ergötzt

---

\*) Martens (1789—1854), der englische Maler.

\*\*) Ein damals sehr bekannter Petersburger Kunsthändler.

sich jetzt an den süßlichen Schönheiten eines Grevedon.\*) Unglaublich, aber doch wahr! Heute fehlte ich zum ersten Male in der Klasse, weil Karl Pawlowitsch mich nicht gehen ließ; er zwang mich, mit Michailow gegen ihn allein Schach zu spielen und verlor an uns eine dreistündige Wagentour. Wir fuhren zu den Inseln, und er erwartete uns zu Hause zum Abendessen.

P. S. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich Ihnen im vorigen Briefe schrieb, daß man mich nach der Herbstprüfung für mein Bild: „Der Jechter“, in die Malklasse für Naturstudien versetzte. Ohne Sie, mein unvergeßlicher Wohltäter, hätte man mich noch nicht nach einem Jahre dorthin versetzt.

Ich begann nun die anatomischen Vorlesungen des Professors Bujalskij zu besuchen; er trägt jetzt über das Skelett vor. Und wieder ist es Ihr Verdienst, daß ich es auswendig kenne. Überall nur Sie, mein einziger, mein unvergeßlicher Wohltäter. Leben Sie wohl!

Von ganzer Seele Ihr Ihnen ergebener N. N.“

---

Ich beabsichtige, die weitere Geschichte meines Freundes mittels seiner eigenen Briefe zu erzählen, dies wird für die Leser umso interessanter sein, da er in ihnen oft die Tätigkeit und das tägliche Leben Karl Pawlowitschs beschreibt, dessen Lieblingschüler und Freund er war. Für einen zukünftigen Biographen des Karl Brüllov werde ich mit der Zeit alle seine Briefe herausgeben; jetzt bringe ich nur diese Briefe, die sich unmittelbar auf seine Beschäftigungen, auf die Entwicklung auf dem Gebiet der

---

\*) Pierre Louis Grevedon, genannt Henri, (1782—1860) franz. Lithograph.

Kunst und auf die Entwicklung seines inneren, höchst moralischen Lebens beziehen.

„Nun geht auch schon der Oktober zur Rüste und Sternberg ist noch immer nicht da. Ich weiß nicht, was ich mit der Wohnung anfangen soll: sie fällt mir nicht sehr zur Last, da ich mich in die Miete für sie mit Michailow teile; ich verbringe fast den ganzen Tag bei Karl Pawlowitsch und kehre nur nach Hause zurück, um zu schlafen; manchmal aber schlafe ich sogar bei ihm. Dagegen kommt Michailow nicht einmal nachts in die Wohnung zurück. Gott weiß, was er treibt. Ich treffe mit ihm nur bei Karl Pawlowitsch und manchmal in der Klasse zusammen. Er ist ein sehr origineller Mensch mit einem außerordentlich guten Herzen. Karl Pawlowitsch schlägt mir vor, ganz zu ihm überzusiedeln, aber das ist mir peinlich, und ich fürchte mich, Ihnen das zu gestehen. Mir scheint, ich fühle mich viel freier in meiner Wohnung, und zweitens, ich möchte so sehr gern mit Sternberg einige Monate verleben, besonders, da Sie mir so dazu geraten haben, und Sie werden mir sicher nicht schlecht raten.

Karl Pawlowitsch arbeitet jetzt sehr fleißig an einer Kopie des „Sanct Johannes“ von Domenichino. Diese Kopie bestellte die Kunstakademie bei ihm. Während der Arbeit lese ich vor. Er hat eine eigene gute Bibliothek, nur ist sie in großer Unordnung; einige Male versuchten wir sie sogar ein wenig zu ordnen, aber alles umsonst. Trotzdem haben wir genug zu lesen. Karl Pawlowitsch versprach Smiridin,\*) ihm für sein Buch „Die Hundert Schrift-

---

\*) Buchhändler in Petersburg. Herausgeber von Puschkyn und Lermontow.

steller“ ein Bild zu zeichnen, zum Dank dafür stellte ihm dieser seine ganze Bibliothek zur Verfügung. Ich habe schon fast alle Romane von Walter Scott durchgelesen, und jetzt lese ich die „Geschichte der Kreuzzüge“ von Michaud.\*) Sie gefällt mir besser als alle Romane, und Karl Pawlowitsch ist auch derselben Meinung. Ich zeichnete eine Skizze, wie Peter der Mönch den Zug der ersten Kreuzritter durch eine deutsche Stadt führt, indem ich mich an die Manier und die Kostüme Peccis hielt; diese Skizze zeigte ich Karl Pawlowitsch, aber er verbot es mir aufs strengste, meine Sujets irgend etwas anderem als der Bibel zu entnehmen oder der griechischen und römischen Geschichte. „Dort,“ sagte er, ist alles Einfachheit und Schönheit, und im Mittelalter dagegen Unmoralität und Ausgeburd.“ Jetzt ist bei mir zu Hause kein Buch außer der Bibel zu finden. Die Reise des Anacharsis und die griechische Geschichte von Gallus lese ich bei und für Karl Pawlowitsch, er hört stets mit gleicher Befriedigung zu.

Wenn Sie nur sehen könnten, mit welcher Spannung, mit welcher Herzenslust er seine Kopie beendet. Ich beuge mich andächtig vor ihm, und es ist auch nicht anders möglich. Und da sieht man, was die wundertätige ,magische Kraft des Originals bedeutet. Ist es ein Vorurteil, oder hat die Zeit so bezaubernd die Farben gedunkelt, oder hat Domenichino am Ende . . . Aber nein, dieser Gedanke ist sündhaft, Domenichino konnte nie höher gestanden haben, als der göttliche Karl Pawlowitsch. Manchmal möchte ich, daß das Original baldigst abgeholt würde.

Einmal, beim Abendessen, kam man auf Kopien zu

---

\*) Der französische Historiker (1767—1839).

sprechen und er behauptete, daß er weder in der Malerei noch in der Bildhauerei eine wirkliche Kopie anerkenne, d. h. eine Nachschöpfung, und in der Poesie kenne er nur eine einzige Kopie: The Prisoner of Chillon von Schufowskij, und dabei trug er das Gedicht gleich auswendig vor. Wie herrlich er deklamiert! Bei Gott, schöner als Brjanskij\*) und Karatjgin.\*\*\*) Doch gleich bei dieser Gelegenheit ein Wort über Karatjgin. Dieser Tage gingen wir zufällig in das Michaels-Theater; man gab „Dreißig Jahre oder das Leben eines Kartenspielers“, ein, wie er sich ausdrückte „versalzenes“ Drama. Zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge ging er hinter die Kulissen und verkleidete Karatjgin als Bettler. Das Publikum raste, es wußte selbst nicht warum. Was doch die Kleidung bei einem guten Künstler ausmacht.

Die Taglioni ist bereits nach Petersburg zurückgekehrt und wird bald mit ihren Wundersprüngen beginnen. Aber er hat sie nicht besonders gern. Ach, wenn nur Sternberg bald käme! Ich habe ihn liebgewonnen, ohne ihn gesehen zu haben. Karl Pawlowitsch ist für mich allzu groß, und so gut und wohlwollend er auch zu mir sein mag, ich fühle mich manchmal doch einsam. Michailow ist ein guter, liebenswürdiger Kamerad, aber ihn reißt nichts hin, nichts scheint ihn zu bezaubern. Oder vielleicht verstehe ich ihn nicht. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter.“

---

„Meine Freude ist grenzenlos. Sternberg, den ich so lange, so sehnsüchtig erwartete, ist endlich gekommen. Und

---

\*) Der bekannte Petersburger Schauspieler (1790—1853).

\*\*) Peter Karatjgin (1805—1879), berühmter Komiker und Vaudevilleist.

wie plötzlich, wie unverhofft! Ich war ganz erschrocken, und wollte meinen Augen lange nicht trauen; ich dachte mir, es wäre nur eine Vision. Ich komponierte gerade eine Skizze: „Hesekiel auf dem Knochenfeld.“ Das war um zwei Uhr nachts. Ich vertiefte mich in meinen Hesekiel und vergaß die Tür zu schließen. Plötzlich öffnet sie sich und es erscheint eine in Pelz und Wintermütze gehüllte menschliche Gestalt. Ich erschrak anfangs und rief instinktiv „Sternberg“ aus. „Sternberg!“ antwortete er, und ich ließ ihm keine Zeit, seinen Pelz abzuwerfen und begann ihn zu küssen, und er tat das gleiche. Lange herzten wir einander, bis er sich endlich dessen erinnerte, daß vor dem Haustor der Fuhrmann wartete, er lief nun zum Fuhrmann und ich zum Hausdiener, um ihn die Sachen holen zu lassen. Als dies erledigt war, atmeten wir frei auf. Merkwürdig! Es war mir, als wäre ich einem alten Bekannten begegnet, oder besser, als hätte ich Sie selbst vor mir. Bei meinem Fragen und seinem Erzählen, wo und wann er Sie gesehen, wovon Sie erzählten und wie Sie sich von ihm verabschiedet haben, verging die Nacht. Wir bemerkten erst den heranbrechenden Tag, als der Leuchter einen hellblauen Schatten auf den Tisch warf.

„Nun, sagte er, kann man wohl auch endlich Tee trinken?“

„Gewiß kann man das,“ sagte ich, und wir gingen in den „Goldenen Anker.“

Nach dem Tee brachte ich ihn zu Bette, ich selbst eilte Karl Pawlowitsch von meinem Glück zu erzählen; doch er schlief noch. Was tun? Ich ging ans Ufer, und kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich Michailow begegnete, der augenscheinlich auch die ganze Nacht nicht geschlafen

hatte; er ging mit einem Herrn, der einen Wintermantel trug und eine Brille aufhatte. „Lew Alexandrowitsch Elkin“, sagte Michailow, auf den Herrn mit der Brille zeigend.

Ich nannte meinen Namen und wir reichten uns die Hände. Dann erzählte ich Michailow von Sternbergs Ankunft, und der Herr mit der Brille freute sich darob, wie wenn ein längst erwarteter Freund gekommen wäre.

„Wo ist er denn,“ fragte Michailow.

„Bei uns im Zimmer,“ antwortete ich.

„Er schläft?“

„Er schläft.“

„Nun denn, so gehen wir nach „Kapernaum“, dort schläft man gewiß nicht,“ sagte Michailow.

Der Herr mit der Brille nickte mit dem Kopf, er wäre einverstanden, und sie gingen Hand in Hand, und ich folgte ihnen.

Bei der Wohnung Karl Pawlowitschs vorübergehend bemerkte ich den Kopf Lukians, und daraus folgerte ich, daß der Maestro schon auf sei. Ich nahm von Michailow und Elkin Abschied und ging zu ihm. Im Korridor begegnete ich ihm mit einer frischen Palette und mit reinen Pinseln, ich begrüßte ihn und ging zurück.

Jetzt war ich nicht nur unfähig, laut vorzulesen, sondern auch für mich allein zu lesen. Nachdem ich eine Zeitlang am Ufer gewandelt war, kehrte ich in die Wohnung zurück. Sternberg schlief noch. Ich setzte mich still auf einen Sessel neben sein Bett und erfreute mich an seinem Antlitz, rein wie dasjenige eines Kindes; dann nahm ich Bleistift und Papier und begann an Ihrem, folglich auch meinem Freunde, zu zeichnen. Für eine Skizze waren ihn=



lichkeit und Ausdruck gut gelungen. Gerade hatte ich die Gestalt im Umriß aufgezeichnet und die Falten der Decke angelegt, als auch Sternberg erwachte, und mich auf frischer Tat ertappte. Ich wurde verwirrt, er sah es und lachte herzlich auf.

„Zeigen Sie nur, was Sie gemacht haben?“ sagte er.

Ich zeigte es ihm, er lachte wieder hell auf und lobte meine Zeichnung über die Maßen.

„Ich werde mich einmal mit ähnlichem revanchieren,“ sagte er lachend, sprang aus dem Bett, wusch sich, band sein Ränzelsack auf und begann, sich anzukleiden.

Er zog aus dem Ränzelsack unter seiner Wäsche eine dicke Mappe hervor, reichte sie mir und sagte:

„Da ist alles, was ich vorigen Sommer in der Ukraine gemacht habe, Es fehlen nur einige Ölbilder und Aquarelle. Schauen Sie sich dies an, wenn Sie Zeit haben, denn ich muß irgendwo hinfahren. Auf Wiedersehen!“ Dann reichte er mir die Hand und sagte noch: „Ich weiß nicht, was heute im Theater gegeben wird, ich sehne mich schon sehr danach. Wir wollen beide ins Theater gehen.“

„Mit größtem Vergnügen!“ sagte ich, „nur kommen Sie, mich in der Malklasse für Naturstudien abzuholen.“

„Gut, ich komme,“ sagte er schon hinter der Tür.

Wenn nicht Lufian von Karl Pawlowitsch gekommen wäre, wäre mir das Mittagessen nicht in den Sinn gekommen; mir war es sogar schmerzlich, daß ich für Lufians Roastbeef Sternbergs Mappe lassen mußte.

Beim Essen erzählte ich Karl Pawlowitsch von meinem Glück, und dieser wünschte Sternberg zu sehen. Ich sagte ihm, wir hätten uns verabredet, zusammen ins

Theater zu gehen. Er drückte nun den Wunsch aus, mit uns zu gehen, vorausgesetzt, daß man etwas Gutes spiele. Zum Glück spielte man an diesem Tage im Alexandra-Theater „Das verzauberte Haus.“ Nach dem Unterricht kam Karl Pawlowitsch in die Klasse, nahm mich und Sternberg mit, setzte uns in eine Droschke, und wir fuhren fort, um uns Ludwig XI. anzusehen. So endigte der erste Tag.

Am nächsten Tag in aller Frühe nahm Sternberg seine umfangreiche Mappe und wir gingen zu Brülow. Dieser geriet in Entzücken über „Ihre einförmig-vielförmige Ukraina,“ wie er sich ausdrückte, und über „Ihre melancholischen Landsleute,“ die Sternberg so herrlich wiedergegeben hat. Welch eine Menge von Zeichnungen, und wie schön alle! Auf einem kleinen Streifen grauen Umschlagpapiers eine horizontal gezogene Linie; ganz im Vordergrund eine Windmühle, ein paar Ochsen neben dem mit Säcken beladenen Wagen; alles dies nicht ausgeführt, nur skizziert, aber wie reizvoll! Unmöglich, die Augen abzuwenden. Oder dies: im Schatten einer breitästigen Weide ganz am Ufer ein weißes Häuslein, mit Stroh bedeckt, spiegelt sich im Wasser, wie in einem Spiegel. Beim Haus das Großmütterlein, und auf dem Wasser schwimmen Enten, — dies ist alles, das ganze Bild, aber wie voll, wie lebendig!

Die ganze Mappe Sternbergs ist voll solcher Bildchen, oder besser gesagt, solcher lebensvollen Entwürfe. Der wunderbare, unvergleichliche Sternberg! Nicht umsonst küßte ihn Brülow.

Unwillkürlich dachte ich an die Brüder Tschernychow. Sie kamen unlängst von ihrer Reise auf der

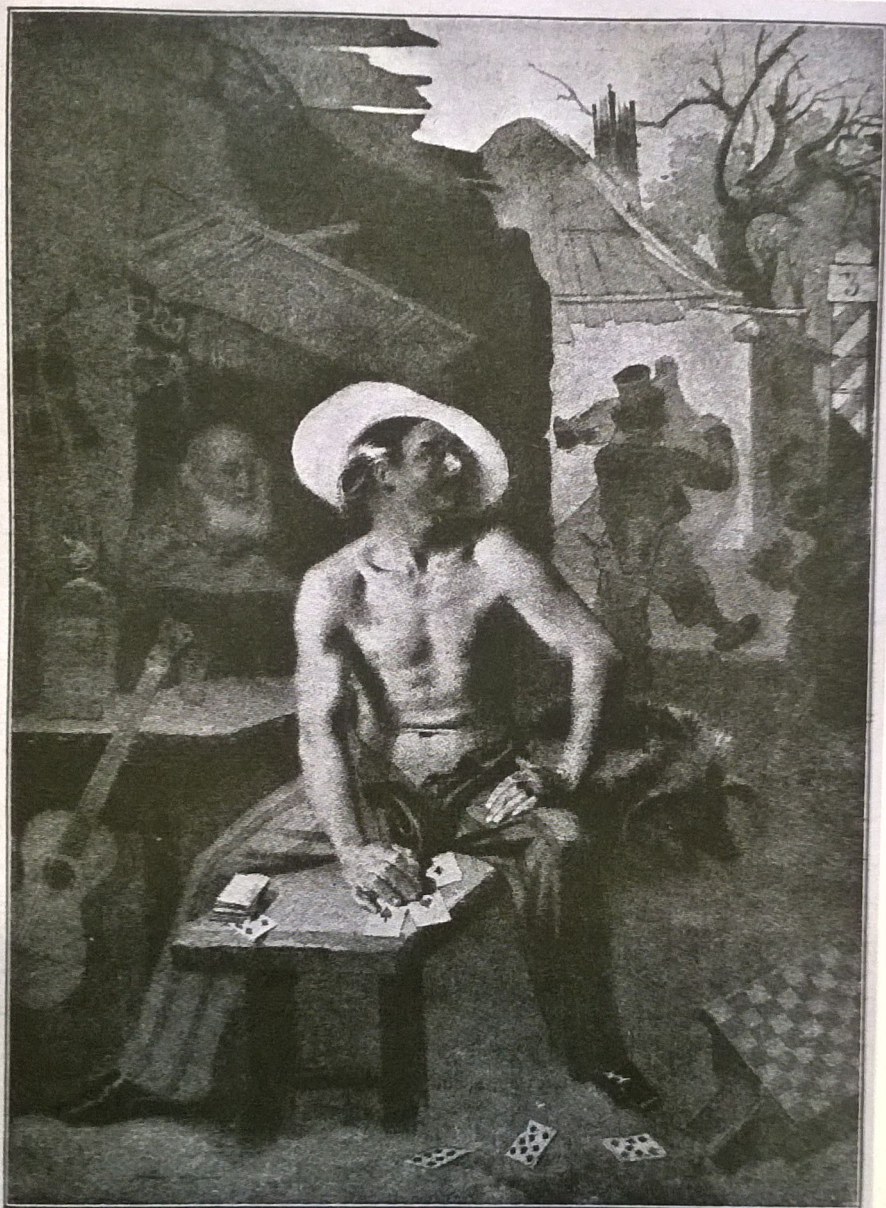
Wolga zurück und brachten ihre Zeichnungen mit, um sie Karl Pawlowitsch zu zeigen: ein großer Haufen Whatmanpapier, in deutscher Manier, mit der Feder fein mit Strichen bezeichnet. Nachdem Karl Pawlowitsch einige dieser Bilder betrachtet hatte, machte er die Mappe zu und sagte: (natürlich nicht zu den Brüdern Tschernekow) „Nicht nur nicht die Mutter Wolga, nein, nicht einmal eine ordentliche Pfüke vermag ich hier gewahr zu werden.“ Und in einer Skizze Sternbergs sieht er die ganze Ukraine. Ihm gefiel Ihre Heimat und die melancholischen Gestalten Ihrer Landsleute so sehr, daß er sich heute, beim Mittagessen schon einen Wirtschaftshof am Strande des Dnjipr, unweit von Kiew, mit allen Bequemlichkeiten und mit einer bezaubernden Staffage in Gedanken ausmalte. Eines nur fürchtete er, und kann es unmöglich außer Betracht lassen; das sind die Herren Grundbesitzer, die Feudalhunde, wie er sie nennt.

Er ist ein wahres Kind, ein Kind mit allen seinen Reizen! Den heutigen Tag beschlossen wir wieder im Theater. Man spielte Schillers „Räuber“. Man gibt fast keine Opern, von Zeit zu Zeit erscheint der „Robert“ oder die „Fienella“. Alles wurde durchs Ballett oder besser durch die Taglioni verdrängt. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter!“

---

„Es ist nun schon über einen Monat, seit wir mit dem unvergleichlichen Sternberg zusammenleben und so leben, wie Gott geben möge, daß leibliche Brüder miteinander leben. Was er aber auch für eine gute sanfte Seele ist! Ein echter Künstler! Alles lacht ihm, und er lacht allem entgegen. Eine glückliche, beneidenswerte Natur! Karl Pawlowitsch liebt ihn sehr. Aber kann denn auch jemand, der ihn kennt, ihn nicht lieben?“

Die Tage und Nächte verbringen wir in folgender Weise: Um 9 Uhr früh gehe ich in die Malklasse für Naturstudien, ich male bereits Studienköpfe mit Ölfarben, und bei der letzten Prüfung erhielt ich Nummer 3. Sternberg bleibt zu Hause und macht aus seinen Skizzen teils Aquarelle, teils kleine Ölbildchen. Um elf Uhr gehe ich entweder zu Karl Pawlowitsch oder nach Hause und wir frühstücken mit Sternberg, was uns Gott beschert; dann gehe ich wieder in die Klasse und bleibe dort bis drei Uhr. Dann gehen wir zur Frau Jurgens zu Tisch, Karl Pawlowitsch geht manchmal mit, weil ich ihn fast immer um diese Zeit bei Sternberg anwesend fand; er verzichtet oft auf sein feudales Essen für die armselige, demokratische Brüh. Wahrhaftig, ein außergewöhnlicher Mensch! Nach dem Essen kehre ich in die Klassen zurück und um 7 Uhr kommt Sternberg hin, und wir gehen beide entweder ins Theater oder am Ufer spazieren, und dann wandeln wir nach Hause, und ich lese etwas vor und er arbeitet, oder ich arbeite und er liest. Ich zeichnete eine Skizze und zeigte sie Karl Pawlowitsch. Er lobte meine Wahl und die Skizze selbst und riet mir, von Paul Delaroche zu lernen.



**Taras Schewtschenko: Alles im Spiel verloren.**  
Nach einer Sepiamalerei aus der Verbannungszeit.

Unlängst machte mich Sternberg mit der Familie Schmidt bekannt. Er ist ein weitläufiger Verwandter von ihm, ein ernster Mensch, und seine Familie — geradezu eine Gottesgnade. Wir sind des Abends oft bei ihnen, und Sonntags speisen wir dort sogar zu Mittag. Eine selten liebe Familie! Ich gehe von ihnen immer mit dem Gefühl weg, reiner und besser geworden zu sein. Ich weiß nicht, wie ich Sternberg für diese Bekanntschaft danken soll.

Er machte mich auch mit der Familie eines ukrainischen Aristokraten, desselben, bei dem Sie ihm vorigen Sommer in der Ukraine begegnet sind, bekannt. Ich verkehre dort selten, und auch das nur Sternbergs wegen: mir mißfällt dieser Protektionston und die niedrige Einschmeichelei seiner rohen Gäste, die er mit opulenten Dinern füttert und mit ukrainischem Zwetschenschnaps trinkt. Ich konnte lange nicht verstehen, wie Sternberg so was dulden konnte. Endlich aber klärte sich die Sache von selbst auf. Einmal kehrte er von den Tarnowskys sich ganz unähnlich, das heißt ganz aufgeregt, zurück; lange ging er schweigend im Zimmer umher, legte sich dann aufs Bett, stand wieder auf und legte sich nochmals, und das wiederholte er dreimal, bis er sich zuletzt beruhigte und einschlief. Da höre ich, wie er im Traum den Namen einer der Tarnowskyschen Nichten ausspricht! Da begann ich zu erraten, um was es sich handelt. Am nächsten Tag ging Wili wieder zu den Tarnowskys und kehrte spät nachts verweint zurück. Ich tat, als ob ich nichts sähe. Er fiel aufs Sofa, hüllte sein Gesicht in die Hände und weinte wie ein Kind. So verging wenigstens eine Stunde; dann stand er auf, näherte sich mir, umarmte mich, küßte mich und lächelte bitter, setzte sich neben mich und erzählte mir die Geschichte seiner Liebe.

Eine alltägliche Geschichte: er verliebte sich in die ältere Nichte Tarnowskij's, aber diese, obwohl sie ihm auch zuge-  
tan war, zog es vor, irgend einen fahlen Doktor Burzew zu  
heiraten. Eine alltägliche Geschichte. Nach dieser Beichte  
beruhigte er sich ein wenig, und ich brachte ihn zur Ruhe.

Am zweiten und dritten Tag sah ich ihn kaum: er ging  
früh aus, kehrte spät abends zurück und Gott mag wissen,  
wo er die Tage verbrachte. Ich versuchte mit ihm zu  
reden, aber er antwortete kaum; ich schlug vor, die  
Schmidts zu besuchen, aber er schüttelte nur abschlägig den  
Kopf. Sonntags früh schlug ich vor, in das Treibhaus  
des botanischen Gartens zu fahren, er willigte ein, wenn  
auch ungern. Das Treibhaus tat ihm gut. Er wurde  
ein wenig aufgeheitert und begann von einer Reise in jene  
Zauberländer zu träumen, wo alle diese seltenen Pflanzen  
so wachsen, wie bei uns die Distel.

Nachdem wir das Treibhaus verlassen hatten, schlug  
ich ihm vor, im deutschen Restaurant auf der Krestowskij-  
Insel zu speisen. Nach dem Essen hörten wir den  
Tirolern zu, schauten uns an, wie man vom Berg herunter-  
rodelte, und dann fuhren wir geradenwegs zu den  
Schmidts. Die Schmidts speisten an jenem Tage bei Fik-  
tum, dem Universitätsinspektor, und dort blieben sie auch  
den Abend. Wir fuhren auch hin. Man empfing uns mit  
Fragen, wo wir denn gesteckt hätten! Bei Fiktums er-  
gözten wir uns an dem Quintett von Beethoven und an  
der Sonate von Mozart, wo das Solo der vortreffliche  
Behm spielte, und gegen 1 Uhr nachts kehrten wir nach  
Hause zurück. Der arme Wili wurde wieder trübsinnig.  
Ich tröste ihn nicht, womit auch.

Am nächsten Tag ging ich im Auftrag des Karl Paw-

Iowitsch in die Buchhandlung Smiridin und holte unter anderen zwei Nummern der „Lesebibliothek“, worin sich der Roman „Nicholas Nickleby“ von Dickens befindet. Ich hatte nun den Einfall, bei den Schmidts literarische Abende zu veranstalten, und ich lud Sternberg dazu ein. Gedacht, getan. Am selben Tag nach den Abendstunden in den Zeichenklassen nahmen wir die Bücher unter den Arm und begaben uns zu Schmidts. Dort nahm man meinen Einfall mit Entzücken auf, und sofort nach dem Tee begann das Vorlesen. Am ersten Tage las ich, am zweiten Sternberg, dann wieder ich, dann wieder er, und so abwechselnd, bis der Roman zu Ende war. Dieses Lesen hatte einen sehr guten Einfluß auf Sternberg. Nach „Nicholas Nickleby“ lasen wir in gleicher Weise „Kenilworth“, dann „Die schöne Jungfrau von Perth“ und noch einige Romane von W. Scott. Oft blieben wir bis nach Mitternacht auf, und wir merkten nicht, daß Weihnachten nahte. Sternberg ist wieder ganz zu sich gekommen, wenigstens arbeitet er und grämt sich weniger; hilf Gott, auch das wird vorübergehen. Leben Sie wohl, mein lieber Vater! Ich möchte Ihnen nicht versprechen, Ihnen in der nächsten Zeit zu schreiben, denn die Feiertage rücken heran, und ich machte dank Sternberg außer Schmidts noch einige andere Bekanntschaften und zwar solche, die nicht vernachlässigt werden dürfen. Ich kaufte mir zu den Feiertagen einen neuen Anzug aus englischem Stoff, einen ganz gleichen, wie ihn Sternberg hat, damit die Schmidts uns nun mit Recht Rastor und Pollux nennen dürfen; für den Frühling aber gedenken wir uns Mäntel aus Kamelott zu bestellen. Geld habe ich jetzt. Ich begann Aquarellporträts zu malen, zuerst umsonst, dann für Geld. Aber Karl



Pawlowitsch zeigte ich noch nichts: ich fürchte mich. Ich halte mich mehr an Sokolow;\*) Gau\*\*) gefällt mir nicht, dieser süßlich-widrige. Ich muß mich auch noch mit der französischen Sprache befassen; dies ist unentbehrlich. Eine alte Witwe stellte mir ihre Dienste zur Verfügung, ich sollte dafür ihrem Sohne Zeichenunterricht geben. Eine gegenseitige Gefälligkeit, aber dies behagt mir nicht; erstens, weil es weit ist (in der Ertelew-Querstraße), und zweitens ist es auch keine Kleinigkeit, mit einem verzogenen Bengel sich zwei Stunden herumzuplagen. Ich ziehe vor, diese zwei Stunden für Aquarellporträte zu verwenden und werde einen Lehrer dafür nehmen. Ich glaube, Sie werden dasselbe sagen. Brüllov besitzt Gibbon in französischer Sprache, und ich kann nicht gleichgültig darauf sehen. Ich weiß nicht, ob Sie seine Skizze, oder besser, sein kleines Bild „Genferichs Ankunft in Rom“ gesehen haben; jetzt ist es bei ihm im Atelier. Herrlich! Wie doch alles herrlich ist, was unter seinem Pinsel entsteht. Wenn Sie es noch nicht gesehen haben, so werde ich eine kleine Zeichnung machen und sie Ihnen schicken. Den Springbrunnen von Baßschisara\*\*\*) schicke ich auch. Dieses Bild, so scheint mir, wurde noch zu Ihren Zeiten begonnen.

Ah, bald hätte ich vergessen! Ein außergewöhnliches Ereignis bereitet sich vor: Karl Pawlowitsch heiratet; nach den Feiertagen ist Hochzeit. Seine Braut ist die Tochter eines angesehenen Bürgers aus Riga, des Herrn

---

\*) Peter Fëdorowitsch Sokolow (1791—1847), bedeutender russischer Aquarellist, Schwager Brüllows.

\*\*) Franz Gau (1790—1853), deutscher Architekt und Archäologe.

\*\*\*) Stadt in der Krim.

Tima. Ich habe sie noch nicht gesehen, aber man sagt, sie sei wunderschön. Ihrem Bruder begegne ich manchmal in der Klasse; er ist Sauerweids Schüler, auch ein ungemein schöner Jüngling. Wenn das alles sich abrollen wird, werde ich es Ihnen in den kleinsten Einzelheiten beschreiben, vorläufig leben Sie nochmals wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter!

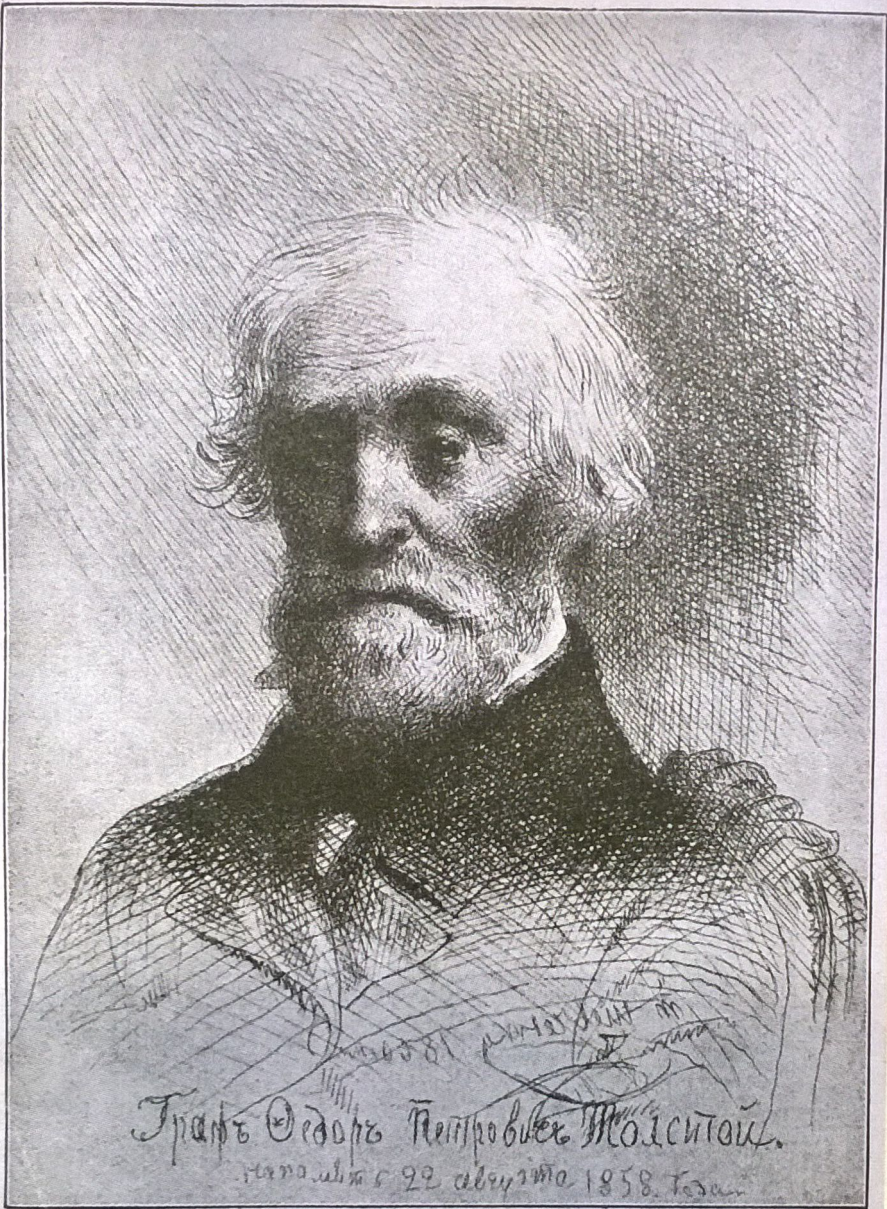
---

... „Es sind nun zwei Monate vorbei, seit ich Ihnen schrieb. Ein so langes Schweigen ist unverzeihlich. Aber ich wartete absichtlich, bis die interessante Episode in Karl Pawlowitschs Leben zu Ende sein würde. Ich schrieb Ihnen bereits im letzten Brief, daß er im Begriffe wäre, zu heiraten, jetzt werde ich Ihnen schreiben, wie es zustande gekommen und wie es wieder auseinander gegangen ist.

Am Tage der Trauung kleidete sich Karl Pawlowitsch wie gewöhnlich an, nahm seinen Hut und blieb, durch sein Atelier gehend, vor der schon vollendeten Kopie Domenichinos stehen; lange stand er in Schweigen versunken, setzte sich dann auf den Stuhl, (außer mir und ihm war niemand im Atelier) schwieg noch einen Augenblick und sagte zuletzt, sich zu mir wendend:

„Als ob Zampieri mir sagte: Heirate nicht, sonst bist du verloren!“

Ich wußte nicht, was antworten, er aber nahm seinen Hut und ging zu seiner Braut, und den ganzen Tag kehrte er nicht in seine Wohnung zurück. Zur Hochzeit gab es nicht die geringsten Vorbereitungen, sogar Lukians Roastbeef fehlte an diesem Tag, mit einem Wort, es gab nichts, was einem Fest ähnlich gewesen wäre. In der Klasse er-



**Taras Schewtschenko: Porträt des Grafen  
Fedor Petrowitsch Tolstoj.**

Nach einer Radierung aus dem Jahre 1860.

(Vergl.: Seite 72, „Nach einer Woche begegnete ich ihm auf dem Gang, gerade vor der Thür des Grafen Tolstoj . . .“)

fuhr ich, daß die Trauung um acht Uhr in der lutheranischen St. Anna-Kirche in der Kirotschnajastraße stattfinden würde. Nach den Stunden in den Zeichenklassen nahm ich mit Sternberg eine Droschke und wir fuhren in die Kirotschnajastraße.

In der Kirche zündete man schon die Kerzen an, und Karl Pawlowitsch mit Sauerweid und dem Bruder der Braut waren bereits da. Als er uns erblickte, näherte er sich uns, reichte uns die Hand und sagte: „Ich heirate.“

In demselben Augenblick trat die Braut in die Kirche Und er ging ihr entgegen. Ich habe noch nie in meinem Leben eine solche Schönheit gesehen und werde wohl auch nie wieder jemand so Schönes erblicken. Während der Zeremonie stand Karl Pawlowitsch tief in Gedanken versunken; er schaute kein einziges Mal seine wunderschöne Braut an. Die Zeremonie war zu Ende, wir begrüßten die glücklichen Neuvermählten, begleiteten sie an den Wagen und fuhren unterwegs zu Alej, aßen zu Abend und tranken zu Ehren des Paares eine Flasche Cliquot. Dies alles ereignete sich am 8. Januar 1839. Auch bei Karl Pawlowitsch endete die Hochzeit mit einer Flasche Cliquot; weder an diesem Tage noch an den folgenden gab es irgendeine Feierlichkeit.

Nach einer Woche begegnete ich ihm auf dem Gang, gerade vor der Tür des Grafen Tolstoj,\*) und er lud mich zum Mittagessen ein. Er zeichnete, auf das Essen wartend, etwas in seinem Skizzenbuch und hieß mich aus Quentin Dornward\*\*) vorzulesen. Kaum begann ich zu lesen, als er mich unterbrach und laut „Emilia“ rief.

---

\*) Graf Fjodor Tolstoj, 1783—1873, damaliger Vizepräsident der Petersburger Kunstakademie.

\*\*) Roman von Walter Scott.

Nach einem Augenblick kam seine herrlich schöne Frau. Ich machte eine ungeschickte Verbeugung und er sagte:

„Emilia, wo waren wir stehen geblieben? Oder nein, setze dich und lies selbst. Und Sie, hören Sie nur, wie herrlich sie russisch liest.“

Sie wollte zuerst nicht lesen, aber dann schlug sie das Buch auf, las einige Sätze in starker deutscher Aussprache, lachte auf, warf das Buch weg und lief davon. Er rief sie wieder und bat sie mit der Zärtlichkeit eines Verliebten sich ans Klavier zu setzen und die Kavatine aus „Norma“ vorzusingen. Sie setzte sich, ohne viel Umstände zu machen und stimmte nach einigen Präludien das Lied an. Ihre Stimme ist weder stark noch effektiv, aber so süß, so bezaubernd, daß ich lauschte und mir selbst nicht glauben wollte, daß ich den Gesang eines sterblichen, irdischen Wesens und nicht irgendeiner ätherischen Fee hörte. Ob es nun der magische Einfluß ihrer Schönheit war, oder ob sie wirklich so schön sang, kann ich Ihnen jetzt nicht genau sagen, aber es ist mir, als hörte ich noch heute ihre berückende Stimme. Karl Pawlowitsch war auch durch ihren Gesang bezaubert, denn er saß, seine Hände über seinem Skizzenbuch gekreuzt und hörte nicht, daß Lukian eintrat und zweimal wiederholte: „Der Tisch ist gedeckt.“

Nach dem Essen präsentierte Lukian auf demselben Tisch Früchte und eine Flasche Lacrimae Christi. Es schlug fünf Uhr, ich ließ sie bei Tisch zurück und ging in die Klasse. Beim Abschied reichte mir Karl Pawlowitsch die Hand und bat mich, täglich zum Mittagessen zu ihm zu kommen. Ich war über diese Einladung aufs höchste erfreut.

Nach dem Unterricht fand ich sie am Ufer und schloß

mich ihnen an. Sie gingen bald nach Hause und luden mich ein. Beim Tee las Karl Pawlowitsch Puschkins „Angelo“ und erzählte, wie der verstorbene Alexander Sergiejewitsch\*) ihn bat, das Porträt seiner Frau zu malen, und wie er es ohne weiteres abschlug, weil sie schielte. Er schlug Puschkin vor, sein Porträt zu malen, aber Puschkin lehnte dann auch ab. Bald darauf starb der Dichter und hinterließ uns kein Bild von sich. Kiprenskij\*\*) malte ihn als irgend einen Dandy, aber nicht als Dichter.

Nach dem Tee lehrte uns die reizende Gastgeberin „Halberzwölf“ zu spielen und verspielte an mich zwanzig Kopfen und an ihren Mann die Kavatine aus „Norma“, setzte sich auch gleich ans Klavier und bezahlte die Schuld. Nach einem solch herrlichen Finale dankte ich der bezaubernden Wirtin und dem Wirte und ging nach Hause; es war schon weit nach Mitternacht. Sternberg schlief noch nicht und wartete auf mich. Ich erzählte ihm, ohne den Hut abzunehmen, meine Erlebnisse und er nannte mich einen glücklichen Menschen.

„Beneiden Sie mich aber auch,“ sagte er dann; „der General-Gouverneur von Orenburg ladet mich für den Sommer zu sich nach Orenburg ein; ich war heute bei Wladimir Iwanowitsch Dahl,\*\*\*) und wir verabredeten uns schon betreffs der Reise. Und nächste Woche heißt's Lebe wohl!“

---

\*) Gemeint ist Puschkin.

\*\*) Dmitri Adamowitsch Kiprenskij (1783—1836), russischer Historienmaler, gen. der „russische van Dyck“.

\*\*\*) Der russ. Sprachforscher u. Herausgeber eines russ. Wörterbuchs (1802—1872).

Diese Nachricht betäubte mich; ich konnte lange kein Wort hervorbringen, und als ich zu mir kam, fragte ich ihn:

„Wieso konntest du denn das alles so schnell machen?“

„Heute,“ antwortete er, „um zehn Uhr schickte Grynhorowytſch\*) zu mir; ich ging — er schlug mir diese Reise vor, ich willigte ein, ging zu Dahl, und die Sache war erledigt.“

„Was soll ich ohne dich anfangen? Wie werde ich ohne dich leben?“ fragte ich unter Tränen.

„Wie ich ohne dich: wir werden lernen arbeiten, und werden die Einsamkeit nicht empfinden. — Ja, und noch was,“ setzte er hinzu, „morgen speisen wir bei Joachim. Er kennt dich und er bat mich, dich mitzubringen. Einverstanden?“

„Einverstanden,“ antwortete ich, und wir gingen schlafen.

Am nächsten Tag speisten wir bei Joachim. Das ist der Sohn des bekannten Wagenfabrikanten, ein lustiger, herzlicher und überaus gebildeter Deutscher. Nach dem Essen zeigte er uns seine Kupferstichsammlung, unter anderen einige Hefte sehr schöner Lithographien der Dresdner Galerie, die er soeben erhalten hatte. Und da es gerade Samstag war, so brachten wir auch den Abend bei ihm zu. Beim Tee kam man zufällig auf die Liebe und die Verliebten zu sprechen. Der arme Sternberg saß wie auf Nadeln. Ich versuchte das Gespräch abzulenken, aber Joachim griff es, wie absichtlich, immer wieder auf und gab zuletzt folgende Anekdote von sich selbst zum Besten:

„Als ich mich in meine Abelsheid verliebt hatte und sie sich nicht in mich, da beschloß ich, mir das Leben zu nehmen. Ich wählte den Tod durch Kohlengas: ich besorgte alles,

---

\*) Wassyl Grynhorowytſch, Sekretär der Kunstakademie, Ukrainer.



was dazu nötig war: ich schrieb Briefe an einige Freunde, unter andern auch an sie (dabei zeigte er auf seine Frau), holte mir eine Flasche Rum, ließ das Feuerbecken mit Kohlen, Brennholz und eine Kerze bringen. Als schon alles fertig war, verschloß ich die Tür, füllte ein Glas mit Rum, trank es, und mir begann Martens' „Bellsazars Banfett“ zu träumen. Ich trank ein zweites Glas und dann träumte mir gar nicht mehr. Meine durch mich von meinem frühzeitigen, tragischen Tode benachrichtigten Freunde eilten herbei, brachen die Tür auf und fanden mich betrunken, wie die Nacht. Ich hatte halt vergessen, die Kohlen anzuzünden, denn sonst wäre ich auch wirklich gestorben. Nach dieser Begebenheit wurde sie mir geneigter und ging schließlich darauf ein, mich zu heiraten.“

Diese Erzählung beendigte er mit einem guten Glas Punsch.

Joachim gefiel mir in seinem Benehmen außerordentlich, und ich machte es mir zur Pflicht, ihn möglichst oft zu besuchen.

Den Sonntag verbrachten wir bei Schmidts. Wirkehrten um elf Uhr zurück, und schon waren wir im Begriffe, uns zu entkleiden, als Sternberg sein Taschentuch benutzen wollte; er steckte die Hand in die Tasche und statt des Tuches zog er eine Anzeige hervor.

„Da habe ich vergessen, heute gibt es im Großen Theater Maskenball,“ sagte er und breitete die Anzeige aus; „wir wollen hinfahren.“

„Gut, fahren wir hin. Zum Schlafen ist immer noch Zeit,“ antwortete ich. Und wir zogen Fräcke statt unserer Röcke an, fuhren zuerst zur Polizeibrücke in einen Kostümladen, kauften Masken von Kapuzineraffen und schwarze



Halbmasken und begaben uns ins Theater. Der glänzende Saal füllte sich bald mit maskiertem Publikum, die Musik dröhnte, und in den Lärm des allgemeinen Gemurmels greinten die kleinen Kapuzineraffen. Bald wurde es heiß und die Maske setzte mir fürchterlich zu; ich nahm sie ab, ebenso Sternberg; vielleicht schien es dem oder jenem etwas sonderbar, aber wir kümmerten uns nicht darum.

Wir gingen in die Nebenräume des ersten Stocks, um vom Gedränge und der schwülen Luft auszuruhen. Keine einzige Maske, sei es auch nur zum Uff, verfolgte uns. Nur auf der Treppe begegnete uns Elkin, derselbe Herr mit der Brille, der mir mit Michailow begegnet war. Er erkannte mich, den Sternberg auch und, aus vollem Halse lachend, umarmte er uns: gleichzeitig näherte sich ihm ein junger Seefadett, und er stellte uns ihn vor, indem er Sascha Obolenskij seinen lieben Freund nannte. Es war schon drei Uhr, als wir hinaufkamen. In einem der Nebensäle stand ein gedeckter Tisch, am Tische saßen Gäste und aßen, und dies erregte Appetit in mir. Ich teilte dies Sternberg flüsternd mit, und er gab laut seiner Einwilligung Ausdruck. Aber Elkin und Obolenskij protestierten dagegen und schlugen statt dessen vor, unbedingt zu Klej zu fahren, und dort, wie es sich gehört, ordentlich zu speisen.

„Und hier,“ sagte Elkin, „wird man uns nicht satt machen, dafür aber das Zehnfache nehmen.“

Wir stimmten alle zu und begaben uns zu Klej.

Der junge Seefadett gefiel mir wegen seiner gewandten Manieren sehr. Bislang verkehrte ich nur mit meinen bescheidenen Kameraden, und einen Jüngling „aus der großen Welt“ sah ich zum ersten Mal in der Nähe.

Wortspiele und Witze schüttelte er aus dem Ärmel und Couplets aus Bauderilles konnte er eine ganze Menge, in der That, ein reizender Bursche!

Wir saßen bei Alej bis zum lichten Morgen, und da der verwegene Seekadett ein wenig benebelt war, so nahmen wir ihn in unsere Wohnung, und von Elkin trennten wir uns im Restaurant.

So lebe ich heute: schleppe mich auf Maskenbällen umher, speise in Restaurants, werfe das Geld, ohne zu rechnen, hinaus. Ist es denn lange her, daß über der Nema dieser unvergeßliche Morgen strahlte, da Sie mich im Sommergarten vor der Statue des Saturns fanden? Ja, der unvergeßliche Morgen, mein unvergeßlicher Wohltäter! Womit und wie kann ich mich Ihnen auf würdige Art dankbar erweisen? Außer der reinen, herzlichen Gebeträne habe ich nichts.

Um neun Uhr ging ich wie gewöhnlich in die Klasse, und Sternberg blieb mit dem Gast zu Hause; der Gast schlief noch. Um elf Uhr ging ich zu Karl Pawlowitsch und hörte einen lieben Vorwurf von der lieben Emilia Karlowna. Wir spielten bis zwei Uhr „Halberzwölf.“ Sie wollte, daß ich bis zum Abendessen bliebe, und ich war schon dazu entschlossen, aber Karl Pawlowitsch machte die Bemerkung, daß es nicht in Ordnung wäre, die Arbeit zu vernachlässigen, und ich ging in die Klasse bis über die Ohren errötend. Um drei Uhr kam ich wieder und um fünf Uhr nach Tisch verließ ich sie und kehrte in die Klasse zurück.

So verbrachte ich jeden Tag bei ihnen, außer Samstag und Sonntag. Der Samstag war für Joachim und der Sonntag für Schmidts und Fiktums bestimmt. Sie

werden bemerkt haben, daß alle meine Bekannten Deutschen sind, aber was für Deutschen! Ich bin ganz einfach in diese Deutschen verliebt. Sternberg hatte diese Woche mit seinen Reisevorbereitungen zu tun, und sicher vergaß er etwas: das ist so seine Natur. Samstag gingen wir zu Joachim und trafen dort den alten Kolmann,\*) den bekannten Aquarellisten, Joachims Lehrer.

Nach dem Essen ließ Kolmann seinen Schüler dessen Baumstudien zeigen, worauf der Schüler ungern einging. Die Studien sind mit weißem und schwarzem Bleistift auf grauen Papier ausgeführt und zwar so schön und exakt, daß ich mich nicht satt an ihnen sehen konnte. Für eine dieser Studien erhielt er die zweite silberne Medaille, und der gute Kolmann pries diese Zeichnung himmelhoch, als Triumph seines Schülers, und schwur dazu bei allen Heiligen, daß er selbst nicht so gut zu zeichnen verstände. Da Sternberg nur noch zwei Tage des Zusammenseins mit uns blieben, so fragte ihn Joachim, wie er diese Tage zu verbringen gedenke. Sternberg, scheint es, hatte nicht darüber nachgedacht. Joachim legte folgenden Plan vor: Morgen, also Sonntag, die Galerie des Stroganow und Jussupow, und Montag die Eremitage zu besuchen. Der Vorschlag wurde angenommen, und am nächsten Tag kamen wir zu Joachim und begaben uns in die Galerie Jussupows. Man meldete dem Fürsten, daß die und die Künstler um die Erlaubnis hätten, seine Galerie zu besuchen; der höfliche Wirt ließ uns antworten, daß es heute Sonntag und draußen schönes Wetter sei, deshalb empfehle

---

\*) Karl Kolmann, Aquarellist, geb. in Augsburg 1786, gestorben in Petersburg 1847.

er uns, statt an den schönen Werken, sich an der schönen Natur zu ergöhen. Uns blieb natürlich nicht anderes übrig, als dem Fürsten für den verbindlichen Rat zu danken. Um nicht denselben Rat von Stroganow zu hören, begaben wir uns in die Eremitage und erfreuten uns dort volle drei Stunden in wahrer Anbetung der schönen Kunst. Wir speisten bei Joachim und den Abend verbrachten wir im Theater.

Montag früh erhielt Sternberg von Dahl einen Brief. Wladimir Iwanowitsch schrieb ihm, er möge um drei Uhr zur Abreise fertig sein. Sternberg fuhr weg, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, und ich ging daran, seine Sachen zu packen. Um drei Uhr waren wir schon bei Dahl, um vier Uhr küßte ich Sternberg bei dem mittleren Schlagbaum und kehrte einsam, fast weinend, nach Petersburg zurück. Ich dachte daran, zu Joachim zu fahren, aber ich empfand das Bedürfnis nach Einsamkeit, und zugleich wollte ich nicht nach Hause fahren: ich fürchtete die Öde, die mich zu Hause niederschlagen würde. Ich gab das Fuhrwerk beim Schlagbaum auf und ging zu Fuß. Aber so weit auch der Weg war, ich ermüdete doch nicht, wie ich gehofft hatte, und ich ging noch lange am Ufer der Akademie gegenüber umher. In Karl Pawlowitschs Wohnung war noch Licht. Aber nach einer Weile erlosch es und kurze Zeit darauf trat er mit seiner Frau an das Ufer. Um ihnen nicht zu begegnen, ging ich nach Hause, zog mich aus und legte mich, ohne Licht anzuzünden, schlafen.

Ich bleibe jetzt fast nie zu Hause: ohne Sternberg ist es mir langweilig und öde. Und in der That, die Klassen besuche ich regelmäßig, wie früher, aber arbeite lässig, was

auch Karl Pawlowitsch bemerkte; es ärgert mich, und ich weiß nicht, wie ich mich bessern soll.

Emilie Karlowna ist freundlich gegen mich wie früher und spielt mit mir „Halberzwölf.“

Bald nach der Abreise Sternbergs ließ mich Karl Pawlowitsch Bleistifte und Papier bereit halten. Er will zwölf Köpfe seiner Frau in verschiedenen Stellungen zeichnen, als Illustration zu Schufowskijs Ballade: „Die zwölf schlafenden Jungfrauen.“ Aber Bleistifte und Papier liegen unbenutzt.

Es ereignete sich Ende Februar, ich speiste, nach Gewohnheit, bei ihnen. An diesem verhängnisvollen Tag schien mir die Frau Karl Pawlowitschs ungewöhnlich reizend; bei Tisch schenkte sie mir Wein ein und war so liebenswürdig, daß ich, als es fünf Uhr schlug, bereit war, die Klasse zu vergessen; aber sie erinnerte mich selbst daran. Da war nichts zu machen, ich stand vom Tisch auf und ging fort, ohne Abschied zu nehmen, versprach aber nach der Klasse zu kommen und ihr tüchtig im „Halberzwölf“ abzugewinnen.

Die Arbeit in der Klasse war zu Ende; ich komme dem Versprechen gemäß zu ihnen. In der Tür kommt mir Lufian entgegen und sagt, der Herr hätte befohlen, niemanden zu empfangen. Ich wunderte mich nicht wenig ob dieser Veränderung und ging nach Hause. Entgegen der Gewohnheit fand ich zu Hause Michailow und den verwegenen Seekadetten. Der Abend verging uns mit heiterem Geplauder. Um zwölf Uhr gingen sie speisen, und ich legte mich schlafen.

Am nächsten Tag, morgens nach der Klasse, gehe ich zu Karl Pawlowitsch, trete ins Atelier, und er begrüßt mich

lustig mit diesen Worten: „Beglückwünschen Sie mich, ich bin ledig!“

Zuerst verstand ich ihn nicht, er wiederholte es mir noch einmal. Ich wollte es noch nicht glauben, bis er, gar nicht lustig, hinzufügte:

„Meine Frau ging gestern nach dem Mittagessen zur Frau Sauerweid und kehrte nicht mehr zurück.“

Dann sagte er zu Lukian, er möchte den Lipin Farben und Palette bringen lassen. Nach kurzer Zeit war alles gerichtet, und er setzte sich zur Arbeit. Auf dem Gestell stand das noch unfertige Porträt des Grafen Mussin-Puschkin. Karl Pawlowitsch nahm ihn vor. Doch, so sehr er bemüht war, sich gleichgültig zu zeigen, die Arbeit versagte ihm beständig. Zuletzt warf er Palette und Pinsel weg und sprach gleichsam zu sich selbst: „Sollte mich das wirklich so beunruhigen. Ich kann nichts arbeiten.“ Und er ging zu sich hinauf.

Um zwei Uhr ging ich in die Klasse, immer noch nicht überzeugt von dem, was vorgefallen war. Um drei Uhr verließ ich die Klasse und wußte nicht, was tun: soll ich zu ihm gehen, oder ihn in Ruhe lassen? Aber im Gange begegnete mir Lukian und machte meiner Unentschlossenheit ein Ende, indem er sagte: „Der Herr bittet zu Tisch.“ — Aber ich speiste eigentlich nur allein. Karl Pawlowitsch rührte nichts an, setzte sich nicht einmal zu Tische, klagte über Kopfschmerzen und rauchte dabei eine Zigarre. Am nächsten Tage legte er sich zu Bette und blieb zwei Wochen liegen; die ganze Zeit über verließ ich ihn nicht. Manchmal phantasierte er im Fieber, aber nicht ein einziges Mal sprach er den Namen seiner Frau aus. Zuletzt begann er, sich zu erholen und eines Abends rief er seinen Bruder

Alexander herbei und bat ihn, ihm einen Advokaten zu empfehlen, um die nötigen Schritte zu einer gesetzlichen Scheidung zu tun. Jetzt geht er schon wieder aus und bestellte bei Dovizielli eine große Leinwand: er will „Mariäe Himmelfahrt“ für die Kasansche Kathedrale beginnen, unterdessen begann er, in Erwartung der Leinwand und und des Sommers die lebensgroßen Porträte des Fürsten Alexander Nikolajewitsch Golizyn\*) und des Fjodor Iwanowitsch Prjanišnikow\*\*) zu malen. Der Greis wird sitzend, im grauen Frack und mit dem Andreas-Band gemalt werden.

Ich schreibe Ihnen nichts von den Gerüchten, die von Karl Pawlowitsch in der Stadt selbst, und in der Akademie, kursieren. Diese Gerüchte sind absurd und empörend, es wäre sündhaft, sie zu wiederholen. In der Akademie nennt man allgemein den Sauerweid als Urheber dieser Gerüchte, und ich habe Anlaß, daran zu glauben. Lassen Sie nur etwas Zeit darüber hingehen, dann werde ich Ihnen meinen Verdacht mitteilen, einstweilen soll sich das Material sammeln und klären. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter!

P. S. Von Sternberg erhielt ich aus Moskau einen Brief. Der gute Wili. Er vergißt Sie auch nicht, läßt Sie grüßen und bittet, wenn Sie zufällig in der Ukraine der älteren Nichte Tarnowskaja, Frau Burzew, begegnen sollten, so möchten Sie ihn derselben gehorsamst empfehlen. Armer Wili! Er denkt noch immer an sie.“

---

\*) Russ. Staatsmann (1773—1844).

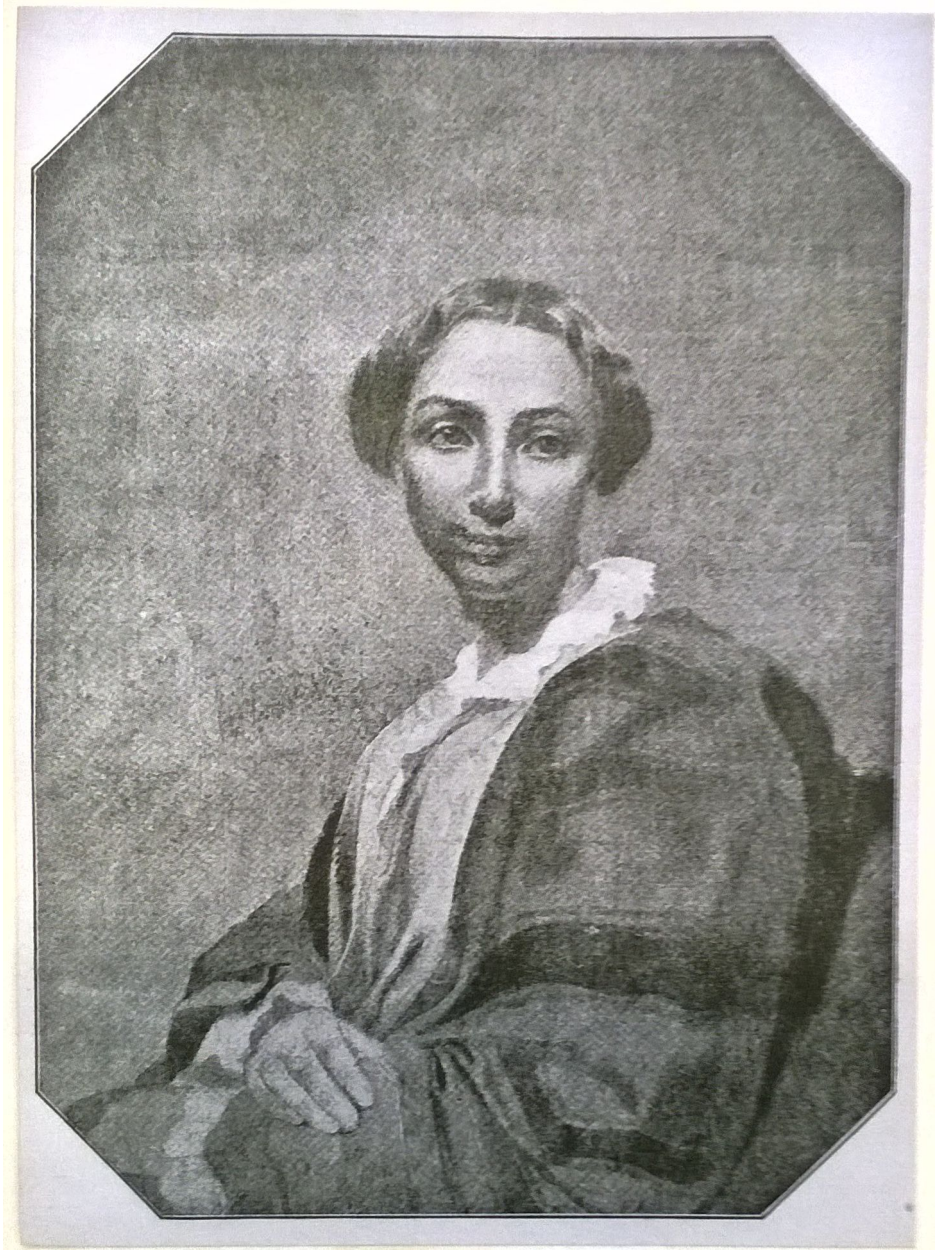
\*\*) Ein russ. Maler.

„Wie wenn der trübe Petersburger Sommer nicht gewesen wäre. Draußen ein feuchter, fauliger Herbst, und in unserer Akademie eine prächtige Ausstellung. Ach, wenn Sie nur herkämen und sie ansähen, so könnte ich dabei das Glück haben, Sie zu sehen.“ Was die Malerei betrifft, sage ich Ihnen nur, daß es sich eines Bildes von Karl Pawlowitsch wegen lohnte, nicht nur aus der Ukraine, sondern aus China zu kommen. Ein Wunderheld! in einem Atem Untergrund und Ausführung gemalt, und jetzt regaliert er das gierige Publikum mit seinem wunderbaren Kunstwerk. Groß ist sein Ruhm und sein Genius allumfassend!

Was soll ich Ihnen von mir selbst erzählen? Ich bekam die erste silberne Medaille für eine Studie nach der Natur. Auch malte ich noch ein kleines Bildchen in Öl: „Ein Waisenknabe teilt mit dem Hunde sein Almosen unterm Zaun.“ Das ist alles. Den Sommer hindurch arbeitete ich unaufhörlich in den Klassen und am frühen Morgen ging ich mit Joachim auf den Smolenski-Friedhof, Kletten und Bäume zu zeichnen. Ich verliebe mich in Joachim immer mehr. Wir sehen uns fast täglich; er besucht immer die Abendklassen.

Er wurde mit Karl Pawlowitsch nun sehr bekannt, und sie besuchen sich oft. Manchmal machen wir Ausflüge auf die Petrowska- oder Krestowska-Insel, um dort eine schwarze Tanne oder eine weiße Birke zu malen. Zweimal gingen wir nach Pargolowo zu Fuß, und dort machte ich ihn mit den Schmidts bekannt. Sie verbringen den Sommer in Pargolowo. Joachim ist über diese Bekannt-





Taras Schewtschenko: Damenbildnis.

schaft sehr erfreut, aber wer würde auch nicht erfreut sein, mit der Familie Schmidt bekannt zu sein!

Ich will Ihnen noch ein sehr heiteres Ereignis erzählen, das mir unlängst passierte. In demselben Stod wie ich, nahm vor kurzem ein Beamter mit seiner Familie Wohnung: Frau, zwei Kindern und einer Nichte, einem schönen, fünfzehnjährigen Mädchen. Wie ich das alles erfuhr, will ich Ihnen gleich erzählen. Sie entsinnen sich gewiß noch gut Ihrer ehemaligen Wohnung; aus einem winzigen Vorraum führte die Thür auf den gemeinsamen Gang. Eines Tages öffne ich diese Thür und, denken Sie sich nur mein Erstaunen, vor mir steht ein wunderschönes, verlegenes, bis über die Ohren errötendes Mädchen. Ich wußte nicht, was ich ihr sagen sollte, und, nachdem ich eine Weile gestanden, machte ich eine Verbeugung, und sie barg das Gesicht in ihre Hände, floh und verschwand hinter der nächsten Thür. Ich konnte nicht begreifen, was das bedeuten sollte, und nach langem Vermuten und Nachsinnen ging ich in die Klasse. Die Arbeit wollte nicht flecken, immer hielt mich das räthelhafte Mädchen von meiner Arbeit ab. Am nächsten Tag begegnete sie mir auf der Treppe und errötete, wie beim ersten Mal; auch ich blieb bestürzt stehen; nach einer Weile lachte sie so kindlich, so herzlich auf, daß ich mich nicht zurückhalten konnte und ihr zu sekundieren begann. Aber Schritte wurden hörbar, und unterbrachen unser Lachen. Sie legte den Finger auf den Mund und floh. Ich stieg langsam die Treppe hinauf und kam stutziger, denn zuvor, in meine Wohnung. Sie ließ mich während einiger Tage nicht in Ruhe; ich ging jeden Augenblick auf den Gang hinaus in der Hoffnung, der bekannten Unbekannten zu begegnen, aber sie,

obwohl sie auf den Gang hinauslief, verschwand immer so schnell, daß ich es nicht vermochte, ihr zuzusehen, geschweige denn, mich ordentlich zu verbeugen. So verging die ganze Woche. Ich fing schon an, sie zu vergessen. Aber hören Sie, was geschah. Sonntag, um zehn Uhr morgens, kommt Joachim zu mir, und erraten Sie nur, wen er mit sich brachte? Meine geheimnisvolle, errötende Schöne.

„Ich fing einen Dieb bei Ihnen,“ sagte er lachend.

Ich schaute auf das rätselhafte, mutwillige Frauenzimmer und wurde nicht weniger verwirrt, als der gefangene Dieb; als Joachim dies sah, ließ er die Hand der Schönen fahren und lächelte heimtückisch. Aber die befreite Schöne floh nicht, wie man es hätte annehmen dürfen, sondern blieb stehen, legte die kleine Haarflechte und den Bopf zurecht, blickte umher und sagte:

„Ich glaubte, Sie säßen soeben der Tür gegenüber und zeichneten, doch Sie tun es dort im zweiten Zimmer.“

„Und wenn er der Tür gegenüber malte, was dann?“ fragte Joachim.

„Dann würde ich durchs Schlüsselloch sehen, wie er malt.“

„Warum denn nur durchs Schlüsselloch? Ich bin dessen sicher, daß mein Kamerad so höflich wäre, Ihnen zu erlauben, während der Arbeit im Zimmer zu bleiben.“

Ich nickte mit dem Kopf zur Bestätigung der Behauptung Joachims und rückte dem Gast einen Sessel hin. Sie beachtete meine Zuvorkommenheit nicht und wendete sich zum Porträt der Frau Solowoj, das auf der Staffelei stand und unlängst begonnen war. Aber kaum begann sie über die gemalte Schöne in Entzücken zu geraten, als man im Gang eine scharfe Stimme hörte:

„Wo ist sie denn hin! Pascha!“\*)

Mein Gast erhefte und wurde bleich.

„Tantchen,“ flüßelte sie leise und lief zur Thür; bei der Thür blieb sie stehen, legte ihr Fingerchen auf den Mund, blieb noch einen Augenblick und verschwand.

Wir lachten mit Joachim über dieses originelle Vorkommnis und gingen dann zu Karl Pawlowitsch. Der Vorfall ist an und für sich unbedeutend, aber sie scheint mich zu beunruhigen; es geht mir nicht aus dem Kopfe, und ich denke immerfort daran. Joachim spottet von Zeit zu Zeit über mein Nachsinnen, und mir gefällt dies nicht, ich ärgere mich sogar, daß er juist bei diesem Vorfall zugegen war.

Heute erhielt ich einen Brief von Sternberg. Er rüstet sich zu irgendeinem Heerzug nach Chiwa und schreibt, daß man ihn zu den Feiertagen in Petersburg nicht erwarten möge, wie er vorher geschrieben hatte. Mir ist ohne ihn sehr langweilig; nichts kann mir ihn ersetzen. Michailow fuhr zu seinem Seefadetten nach Kronstadt, und ich sehe ihn schon über zwei Wochen nicht. Ein tüchtiger Künstler, eine edle Seele, aber unglücklicherweise zerstreut. Für die Dauer seiner Abwesenheit nahm ich, der Empfehlung Fitztums gemäß, einen Studenten, Demski, zu mir. Dies ist ein bescheidener, sehr gebildeter und dabei armer Pole, Den ganzen Tag verbringt er im Auditorium, und abends befassen wir uns mit der französischen Sprache und lesen den Gibbon. Zweimal wöchentlich gehe ich abends in den Saal der freien ökonomischen Gesellschaft zu den Vorlesungen über Physik des Prof. . . . ., noch einmal wöchentlich gehe ich samt Demski zu den zoologischen Vor-

---

\*) Diminutiv von Paraskevia.

lesungen des Prof. Kutorga.\*) Wie Sie sehen, vergeht mir die Zeit nicht nutzlos; es bleibt keine Zeit zur Langeweile, und doch langweile ich mich: es fehlt mir etwas, und ich weiß selbst nicht, was. Karl Pawlowitsch tut jetzt nichts und lebt fast gar nicht zu Hause. Ich sehe ihn sehr selten und dann nur auf der Straße. Leben Sie wohl, mein Wohltäter, mein unvergeßlicher! Ich verspreche nicht, Ihnen bald zu schreiben: die Zeit vergeht mir langweilig, einförmig, ich weiß nichts zu schreiben, und ich will nicht, daß Sie über meinen einförmigen Briefen schlummernd einnicken, wie ich über diesen Brief. Nochmals leben Sie wohl!“

---

„Ich betrog Sie: ich versprach Ihnen nicht so bald zu schreiben, und nun ist kaum ein Monat vorüber, und ich bin im Begriff, wieder einen Brief zu schreiben. Das Ereignis beschleunigte, dieses betrog Sie, und nicht ich. Sternberg erkrankte im chiwessischen Feldzug; der verständige, gute Dahl riet ihm, das Kriegslager zu verlassen und nach Hause zurückzukehren, und er kam ganz unverhofft bei mir, am 16. Dezember zur Nachtzeit an. Wenn ich allein zu Hause gewesen wäre, hätte ich ihn für ein Phantom gehalten und wäre selbstverständlich erschrocken, aber ich war mit Demski, und wir übersehten eben ein sehr lustiges Kapitel aus „Bruder Jakob“ von Paul de Kock, folglich kam uns die Erscheinung Sternbergs als etwas Natürliches vor, obwohl wir dessen ungeachtet nicht wenig erstaunt waren und uns freuten. Nach den Umarmungen und Küssen stellte ich ihm Demski vor, und da es kaum

---

\*) Stephan Semjonowitsch Kutorga (1805—1861), russ. Naturforscher.

zehn Uhr war, so gingen wir ins „Berlin“, um den Tee zu nehmen. Die Nacht verging selbstverständlich mit Fragen und Erzählungen. Gegen Morgen fühlte sich Sternberg entkräftet und schlief ein, ich aber ging an seine Mappe, die ebenso gefüllt war, als diejenige, die er voriges Jahr aus der Ukraine mitbrachte. Aber da waren schon nicht mehr diese Leute, diese Natur; obwohl alles ebenso schön und ausdrucksvoll war, so war doch alles ganz anders, abgesehen von der Melancholie; übrigens ist es wohl nur ein Reflex der träumerischen Natur des Künstlers. Auf allen Porträten von van Dyck herrscht Verstand und Adel, und dies erklärt sich dadurch, daß van Dyck selbst klug und adelig war. Auf gleiche Weise erkläre ich mir den allgemeinen Ausdruck der überaus schönen Zeichnungen Sternbergs. Ach, wenn Sie wüßten, wie froh, wie unsäglich schnell mir Tage und Nächte vergehen. So froh, so schnell, daß ich nicht imstande bin, die kleine Lektion, die mir Demski aufgibt, zu lernen, und er droht mir dafür, mich ganz im Stiche zu lassen. Aber, Gott behüte, ich werde es nicht dazu kommen lassen. Unserer Bekanntschaften sind es weder mehr noch weniger, es sind immer dieselben, aber sie blühten so sehr auf, sie wurden so fröhlich, daß es mich nicht mehr zu Hause duldet. Obwohl es, soll ich die Wahrheit sagen, bei mir zu Hause auch an Reizen und Verlockungen nicht fehlt. Ich spreche von der Nachbarin, von der selben Diebin, die Joachim hinter der Tür abfing. Welch ein liebes unschuldiges Wesen! Ein echtes Kind, und ein wunderschönes, unverdorbenes Kind! Sie kommt täglich einige Male zu mir herübergelaufen, springt, zwitschert und fliegt davon, wie ein Vogel. Manchmal bittet sie, ihr Porträt zu malen, aber mehr als fünf Mi-

nuten bleibt sie auf keinen Fall sitzen, ganz einfach ein Quecksilber! Unlängst bedurfte ich einer weiblichen Hand als Modell zum Porträt einer Dame, ich bat sie, die Hand zu halten; sie willigte ein, aber was meinen Sie, auch nicht eine Sekunde hielt sie ruhig, — ein wahres Kind! Und ich mußte nolens volens ein Modell wegen der Hand herbeirufen. Was glauben Sie? Kaum hatte ich das Modell hingesezt und die Palette zur Hand genommen, als meine Nachbarin munter und lachend, wie gewöhnlich, in mein Zimmer gelaufen kam, als sie aber die Modellfrau erblickte, blieb sie auf einmal wie versteinert stehen, dann weinte sie laut und sprang auf sie, wie ein Tiger, los. Ich wußte nicht, was tun; zum Glück lag eine himbeerfarbene Atlasmantille der Dame, deren Porträt ich malte, neben mir; ich nahm sie und legte sie ihr auf die Schulter. Sie besann sich, ging zum Spiegel, erfreute sich einen Augenblick an sich selbst, dann warf sie die Mantille zu Boden, spuckte darauf und lief davon! Ich schickte das Modell weg, und die Hand blieb unvollendet, wie vorher.

Nach diesem Ereignis kam die Nachbarin volle drei Tage nicht in mein Zimmer; und wenn sie mir im Gange begegnete, so bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und lief in die andere Ecke. Am vierten Tag, als ich kaum aus der Klasse gekommen war und die Palette aufzusetzen begann, kommt auch meine Nachbarin herein, bescheiden und ruhig, ich erkannte sie einfach nicht. Schweigend entblößte sie die Hand bis zum Ellenbogen, sezte sich auf den Stuhl und nahm die Stellung der porträtirten Dame an. Ich, wie wenn nichts vorgefallen wäre, nahm Palette und Pinsel und ging an die Arbeit. Nach einer Stunde war die Hand fertig. Ich begann ihr für diesen lieben

Dienst zu danken, aber sie lächelte nicht einmal, stand auf, ließ den Ärmel herab und verließ schweigend das Zimmer. Ich gestehe Ihnen, daß mir dies arg zusetzte, und ich zerbreche mir den Kopf, wie ich die alte Harmonie herstellen könnte. So vergingen noch einige Tage und die Harmonie begann sich einzustellen. Schon lief sie im Gang nicht mehr vor mir weg und manchmal lächelte sie sogar. Ich fing schon an zu hoffen, daß bald, bald meine Thür aufspringen und mein schöngefiedertes Vögelchen in mein Zimmer hineinschlüpfen würde. Aber die Thür ging nicht auf und das Vögelchen zeigte sich nicht. Ich begann unruhig zu werden und nachzudenken, wie ich dem verräterischen Vögelchen eine Falle stellen sollte. Aber zur Zeit, da meine Zerstreutheit nicht nur mir, sondern auch dem guten Demski unerträglich zu werden drohte, eben zu jener Zeit, erscheint wie ein Engel vom Himmel bei mir aus den kirgisischen Steppen Sternberg.

Jetzt lebe ich nur mit Sternberg und nur für ihn allein, so, daß ich vielleicht meine Nachbarin ganz vergessen würde, wenn ich ihr nicht manchmal im Gang begegnete. Sie, so scheint es, wäre Gott weiß wie froh, zu mir herüberlaufen zu können, doch leider sitzt Sternberg immer zu Hause, und wenn er ausgeht, so gehe ich mit ihm. Aber an den Feiertagen hielt sie's doch nicht aus, und da wir abends nicht zu Hause sind, so legte sie bei Tag eine Maske an, und lief zu uns. Ich tat, als ob ich sie nicht erkannte. Sie drehte sich lange um und versuchte verschiedene Mittel, sich zu erkennen zu geben; aber ich blieb standhaft. Zulezt hielt sie es nicht mehr aus, sie kam zu mir und sagte fast laut:

„Unerträglicher Mensch, ich bin es doch!“



„So nehmen Sie die Maske ab, dann werde ich erkennen, wer Sie sind,“ sagte ich leise.

Sie zauderte ein wenig, dann nahm sie die Maske ab, und ich machte sie mit Sternberg bekannt.

Von dem Tag an ging es in der alten Weise. Mit Sternberg machte sie gleich wie mit mir nicht viel Federlesens, wir verwöhnten sie mit allerlei Lederbissen und behandelten sie, wie gute Brüder ihre leibliche Schwester.

„Wer ist sie eigentlich?“ fragte mich einmal Sternberg.

Ich wußte nicht, was ich auf diese plötzliche Frage antworten sollte. Mir kam es nie in den Sinn, darnach zu fragen.

„Sie muß eine Waise oder die Tochter einer sehr sorglosen Mutter sein“, sagte er weiter, „jedenfalls ist sie beklagenswert. Kann sie wenigstens lesen und schreiben?“

„Auch das weiß ich nicht,“ antwortete ich verlegen.

„Man sollte ihr etwas zu lesen geben; so wäre wenigstens der Kopf nicht so ganz leer. Und zur Sache: erkundige dich, wenn sie lesen kann, so werde ich ihr ein sehr moralisches und liebenswertes Buch: „Der Pfarrer von Wakefield“ von Goldsmith schenken. Eine überaus schöne Übersetzung und Ausgabe.“

Und nach einer Weile wendete er sich zu mir und fuhr lächelnd fort:

„Merkst du? Mir kam heute die Lust, zu moralisieren. So stelle ich mir zum Beispiel die Frage: Womit können die Besuche dieses naiven Leichtkopfes endigen?“

Mich überlief ein leichtes Beben, aber ich besann mich sofort und antwortete:

„Ich meine mit nichts.“

„Gott gebe es,“ sagte er und versank in Nachdenken.

Ich habe immer meine Freude an seinem edlen, kindlich sorgenfreien Gesichtsausdruck, sorglos wie der eines Kindes; aber jetzt schien mir dieses liebe Gesicht gar nicht kindisch, sondern ein reifes, und sein Schicksal ahnendes Gesicht. Ich weiß nicht warum, mir kam unwillkürlich die Tarnowska in den Sinn, und er schien meinen Gedanken zu erraten, schaute mich an und seufzte tief.

„Beschütze sie, mein Freund, oder hüte dich selbst. Handle nach deinem Gefühl, nur gedenke und vergiß nie, daß die Frau ein heiliges und unantastbares Ding ist, zugleich aber so anziehend, daß keine Willenskraft dieser Verführung widerstehen kann. Nur das Gefühl der höchsten, christlichen Liebe, nur dies allein kann sie vor Schmach und uns vor ewigen Vorwürfen schützen. Bewaffne dich also mit diesem schönen Gefühl, wie ein Held mit einem eisernen Panzer, und schreite mutig vorwärts gegen den Feind. Er schwieg eine Weile, dann sagte er lächelnd:

„Ich bin schrecklich alt geworden seit vorigem Jahr, laß uns lieber auf die Straße gehen, im Zimmer scheint es mir schwül zu sein.“

Wir gingen lange schweigend auf der Straße umher, kehrten auch schweigend heim und legten uns schlafen.

Morgens ging ich in die Klasse und Sternberg blieb zu Hause. Um elf Uhr kehre ich nach Hause zurück, und was sehe ich? Mein Moralprediger von gestern kleidete meine Nachbarin in eine tartarische Bibernütze mit einem Samtdeckel und goldener Quaste und in irgendein rotseidenes, gleichfalls tartarisches Wams, und er selbst stülpte eine spitzige Baschkirmütze auf, spielte auf der Gitarre eine Cschucha, und die Nachbarin tanzte Solo ganz wie die Taglioni.

Ich, versteht sich, klatschte mit den Händen, aber sie achteten darauf nicht im geringsten, tanzten weiter die Cachucha, wie wenn nichts wäre. Nachdem sie sich bis zum Umfallen satt getanzt hatte, warf sie Mühe und Fäde ab und lief in den Gang, der Moralist aber legte die Gitarre weg und lachte wie toll. Ich hielt lange an mich, hielt es aber zuletzt nicht mehr aus und sekundierte ihm so laut, daß ich sein Gelächter übertönte.

Nachdem wir uns satt gelacht hatten, setzten wir uns, einer dem anderen gegenüber, auf Sessel. Nach kurzem Schweigen hub er zuerst an:

„Sie ist das reizvollste Wesen; ich wollte sie als Tartarenmädchen malen, aber kaum hatte sie sich herausgeputzt, als sie auch schon die Cachucha zu tanzen begann und ich, wie du sahst, hielt nicht nach, griff nach der Gitarre statt nach Bleistift und Papier, und den Rest weißt du. Aber was du nicht weißt, ist dies: vor der Cachucha erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte, ganz lakonisch, versteht sich, aber ich zweifle, ob sie selbst die Einzelheiten kennt; und doch, wäre diese verfluchte Mühe nicht gewesen, dann wäre sie nicht inmitten der Erzählung stehen geblieben, so aber, als sie die Mühe erblickte, griff sie nach derselben, setzte sie auf und vergaß alles. Vielleicht wird sie dir gegenüber gesprächiger sein; frage sie genau aus: ihre Lebensgeschichte muß sehr bewegt sein. Ihr Vater, so sagt sie, starb voriges Jahr im Obuchowski-Spital.“

Karl Pawlowitsch heißt mich zum Wettbewerb für die zweite goldene Medaille Vorbereitungen treffen. Ich weiß nicht, was daraus werden wird. Ich habe noch so wenig gelernt, aber mit Gottes Hilfe will ich's versuchen. Leben

Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich weiß nichts mehr zu schreiben.“

---

„So wären nun schon der Fastnachtssonntag und die großen Fasten und schließlich auch das Osterfest vorüber, und ich schrieb Ihnen kein einziges Wort. Denken Sie nicht, mein unschätzbarer, unvergeßlicher Wohltäter, daß ich Sie vergaß. Gott bewahre mich vor solcher Sünde. Bei jedem meiner Gedanken, bei jeder meiner Handlungen sind Sie mir in meiner dankbaren Seele gegenwärtig, als das lichteste, tröstlichste Wesen; die Ursache meines Schweigens ist ganz einfach: Eintönigkeit. Ich kann nicht sagen, daß mir die Eintönigkeit langweilig sei: im Gegenteil fliehen die Tage, Wochen und Monate so schnell, daß man es kaum bemerkt. Was doch die Arbeit für eine Wohltat ist, besonders wenn sie Aufmunterung findet! Doch ich bedarf, Gott sei Dank, der Aufmunterung nicht: bei den Prüfungen setze ich mich nie auf einen geringeren als den dritten Platz und Karl Pawlowitsch ist immer mit mir zufrieden: welch größere, wesentlichere Aufmunterung kann es noch für einen Künstler geben? Ich bin unsäglich glücklich! Meine Skizze nahm man beim Wettbewerb ohne jede Änderung an, und ich begann schon die Konkurrenzarbeit. Ich faßte Liebe zu meinem Sujet, es gefällt mir sehr, und ich gab mich ihm ganz hin: es ist dies eine Szene aus der Ilias: Andromache an der Leiche des Patroklos. Jetzt erst begreife ich vollkommen, wie sehr die Kenntnis des Altertums, besonders des Lebens und der Kunst der alten Griechen, notwendig ist, und wie mir darin die französische Sprache zugute kam. Ich weiß nicht, wie ich dem guten Demski für diesen Dienst danken soll.

Wir begrüßten mit Karl Pawlowitsch das Osterfest in sehr origineller Weise. Er sagte mir noch tags zuvor, daß er der Utrenia\*) (gegen 3 Uhr früh) in der Kasanschen Kathedrale beiwohnen wolle, um sein Bild bei Beleuchtung und auch die Prozession um die Kirche zu sehen. Um zehn Uhr abends ließ er Tee reichen. Um die Zeit unbemerkt verstreichen zu lassen, schenkte ich ihm und mir Tee ein, er rauchte eine Zigarre an, legte sich aufs Sofa und las laut: „Die schöne Jungfrau von Perth“, und ich ging im Zimmer auf und ab. Nur so viel weiß ich noch: dann höre ich unklar so etwas wie Donner, öffne die Augen, — im Zimmer ist es hell, die Lampe brennt kaum noch auf dem Tisch; Karl Pawlowitsch schläft auf dem Sofa; das Buch liegt auf dem Boden und ich sitze auf dem Stuhl und horche, wie mit Kanonen geschossen wird. Ich blies die Lampe aus, ging leise aus dem Zimmer und nach Hause. Sternberg schlief noch. Ich wusch mich, kleidete mich an und ging auf die Straße. Die Leute kamen schon mit Paska\*\*) aus der Andreaskirche. Der Morgen war wirklich feierlich. Und wissen Sie, was mich zu jener Zeit am meisten beschäftigte? Ich schäme mich, es zu gestehen, und ich muß es doch sagen, denn es wäre Sünde, wenn ich vor Ihnen einen Gedanken oder eine Empfindung verheimlichte. Ich war zu jener Zeit ein reines Kind. Mich beschäftigte damals am meisten mein wasserdichter Mantel. Ist es nicht sonderbar, daß mich mein neues Festkleid freut? Aber nein, wenn ich's recht überlege, so wundert es mich nicht. Die Säume meines herrlichen Mantels betrachtend, dachte ich mir: es ist doch noch

---

\*) Frühgottesdienst.

\*\*) Geweihtes Osterbrot.

nicht lange her, daß ich in einem beschmutzten, befleckten Chalat von solch einem herrlichen Gewande nicht einmal träumen durfte. Und jetzt! Hundert Rubel werfe ich hinaus für irgendeinen Mantel, eine wahre Metamorphose aus dem Ovid. Oder ehemals, da trieb ich manchmal lumpige 50 Kopfen auf und kaufte eine Karte auf die Gallerie, ohne zu überlegen, was man spielt, und für diese 50 Kopfen lachte ich mich so herzlich und weinte mich so bitter aus, wie ein anderer sein ganzes Leben lang nicht lachen und nicht weinen kann. Ist es denn lange her? Nicht länger als gestern, und eine so seltsame Umwandlung! Jetzt gehe ich nicht anders ins Theater als auf Sitzplätze und selten auf Hinterplätze, und gehe nicht zum ersten besten Stück, sondern suche eine Gelegenheit, um zu der Benefizvorstellung oder Wiederholung derselben zu kommen, oder, wenn schon zu einem alten Stück, so wähle ich wenigstens ein gutes. Es ist wahr, daß mir schon jenes herzliche Lachen, jene innigen Tränen fehlen, aber es tut mir nicht um sie leid. Und indem ich an das alles denke, gedenke ich Ihrer, mein unvergeßlicher Wohltäter, und des heiligen Morgens, da Gott selbst Sie zu mir in den Sommergarten führte, damit Sie mich aus der Nichtigkeit und aus dem Schmutz herausziehen sollten. Das Ostersfest feierte ich bei den Dwarows, glauben Sie aber nicht, bei den Grafen, so hoch fliegen wir noch nicht. Es ist eine einfache, bescheidene Familie, aber so gut, lieb und harmonisch, daß Gott geben möge, alle Familien in der Welt wären so. Mich empfangen sie wie einen nächsten Anverwandten. Karl Pawlowitsch ist auch oft bei ihnen.

Die Feiertage verbrachten wir vergnügt. Während der ganzen Woche speisten wir nicht ein einziges Mal bei

Frau Jurgens, sondern immer als Gäste entweder bei Joachims, oder bei Schmidts, oder bei Fiktums, und abends entweder im Theater oder bei Schmidts. Die Nachbarin kommt, wie vordem, zu uns herüber und ist immer noch dasselbe mutwillige Frauenzimmerchen: Schade, daß ich sie nicht als Modell für die Andromache benutzen kann: zu jung und zu zart, wenn man so sagen kann. Ich wundere mich, was ihre Tante für eine Frau ist. Sie scheint sich um ihre ausgelassene Nichte gar nicht zu kümmern. Sonderbar! Sternberg erzählte mir weiter ihre Geschichte. Der Mutter entsinnt sie sich gar nicht, und ihr Vater war irgendein armer Beamter und wie es scheint, ein Trinker, denn, als sie noch in Kolomna lebten, kam er täglich, wie sie sich selbst ausdrückte, feuerrot und böse von der Arbeit zurück; wenn er Geld hatte, so schickte er sie in die Schenke nach Schnaps, und wenn er keines hatte, so schickte er sie auf die Straße betteln, und seine Alltagsmontur trug er immer mit Löchern am Ellenbogen. Die Tante, ihre jetzige Beschützerin, und seine leibliche Schwester, kam manchmal zu ihnen und bat ihn, er möge ihr Päscha zur Erziehung geben; aber er wollte nicht darauf hören. Ob sie lange so in Kolomna gelebt haben, dessen erinnert sie sich nicht. Eines Tags im Winter, kam er zur Nacht nicht vom Dienst zurück; sie schlief allein zu Hause und fürchtete sich gar nicht. Die zweite Nacht kam er wieder nicht, und am dritten Tag kam dann ein Diener aus dem Obuchowskij-Spital vom Vater zu ihr. Sie ging zu ihm und unterwegs erzählte ihr der Diener, daß die Polizei ihren Vater nachts auf der Straße aufgegriffen, ihn erst auf die Sicherheitswache und dann am frühen Morgen fiebernd ins Spital gebracht hätte, und daß er

diese Nacht einen Augenblick zu sich gekommen wäre, seinen Namen genannt und seine Adresse angegeben und gebeten hätte, man möge sie zu ihm bringen. Aber der franke Vater erkannte sie nicht, und jagte sie fort. Da ging sie zur Tante und blieb bei ihr. Dies ist ihre ganze, traurige Geschichte. Dieser Tage schenkte ihr Sternberg den „Landprediger von Wasefeld.“ Sie ergriff das Buch, wie ein Kind ein schönes Spielzeug ergreift, spielte damit wie ein Kind, schaute sich die Bilder an, und warf es unter den Tisch, und als sie fortging erwähnte sie des Buches mit keinem Wort. Sternberg ist ziemlich überzeugt, daß sie nicht lesen kann und ich glaube es auch, mit Rücksicht auf ihre traurigen Kinderjahre. Mir kam sogar der Gedanke, sie wenigstens lesen zu lehren, wenn sie wirklich Analphabetin ist. Sternberg gefiel mein Einfall, und er erklärte sich bereit, mir zu helfen. Er ist von ihrer Unwissenheit so sehr überzeugt, daß er am selben Tag in die Buchhandlung ging und ihr ein Fibelbuch mit Bildern kaufte. Aber unser edler Plan blieb nur ein Plan, und zwar deshalb: am nächsten Tag, als wir eben die erste Lektion geben wollten, kam Alwasowskij\*) aus der Krim und zog bei uns ein.

Sternberg begrüßte mit großer Freude seinen Kameraden, aber mir gefiel Alwasowskij, ich weiß nicht warum, von Anfang an nicht. Er hat, trotz seiner eleganten Manieren, etwas Unsympathisches, Unkünstlerisches, etwas Höflichkaltes, Abstoßendes an sich. Seine Mappe zeigte er uns nicht: er sagt, daß er sie in Feodosia, bei der Mutter gelassen hätte, und daß er unterwegs nichts gezeichnet

---

\*) Iwan Konstantinowitsch Alwasowskij (1817 geboren zu Feodosia in der Krim), bedeutender russ. Maler, der vornehmlich Marinen darstellte.



habe, weil er Eile gehabt hätte, das erste ausländische Dampfschiff zu erreichen. Und doch lebte er, ich weiß nicht weshalb, einen ganzen Monat bei uns. Während dieser ganzen Zeit besuchte uns die Nachbarin kein einziges Mal; sie fürchtet Niwasowskij, und ich hätte ihn deshalb gern jeden Tag über die Grenze geschickt. Aber das ist nun mein Malheur, mit ihm zugleich fährt auch mein unschätzbare Sternberg weg.

Mir ist es langweilig ohne meinen lieben Sternberg, so langweilig, daß ich nicht nur meine Wohnung, wo mir ihn alles ins Gedächtnis ruft, sondern auch meine flinke Nachbarin fliehen möchte. Ich schreibe Ihnen jetzt nichts mehr: es ist mir langweilig, und ich will nicht mit meinem eintönigen Briefe auch auf Sie diese Langeweile übertragen. Besser, ich nehme die Konkurrenzarbeit in Angriff. Leben Sie wohl.“

---

„Der Sommer ging mir so schnell vorbei, — schneller, als einem müßigen Dandy eine Minute. Nach der Ausstellung wurde ich kaum gewahr, daß sie schon im Schoß der Zeit versunken war. Unterdessen aber besuchten wir mit Joachim einige Male im Laufe des Sommers den alten Kolmann auf der Kreistowska-Insel, und unter seiner Leitung machte ich drei Studien: zwei junge Tannen und eine Birke. Eine gute Seele, dieser Kolmann! Die Schmidts kehrten schon in die Stadt zurück, und sie gerade erinnerten mich mit ihren Vorwürfen daran, daß der Sommer schon vorüber ist. Ich war kein einziges Mal bei ihnen. Es war weit zu ihnen und mir vergingen die Tage und Nächte mit der Konkurrenzarbeit. Wie herzlich dagegen beglückwünschten sie mich anläßlich meines Erfolges! Ja, des Erfolges, mein unvergeßlicher Wohltäter! Welch eine wichtige Sache für einen Schüler, die Konkurrenzarbeit! Sie ist für ihn der Prüfstein, und welch ein großes Glück für ihn, wenn er sich dabei als unverfälschter, echter Künstler bewies! Dieses Glückes genoß ich ganz. Ich kann Ihnen dieses wunderbare, dieses grenzenlos süße Gefühl nicht beschreiben. Es ist ein unaufhörliches Vorhandensein alles Heiligen, alles Schönen der Welt in einem Menschen. Wie bitter, wie quälend ist dagegen der Seelenzustand vor diesem heiligen Glück, dieses Erwarten! Obwohl mich Karl Pawlowitsch des Erfolges versicherte, litt ich dennoch, wie ein Verbrecher vor der Todesstrafe leidet, — nein, noch mehr. Ich wußte nicht, ob leben oder sterben, und nichts, dünkt mich, ist schwerer zu ertragen. Das Urtheil war noch nicht gefällt, und in Erwartung dieses



Taras Schewtschenko: Porträt des Tragöden Oldridge.  
Nach einer Radierung aus dem Jahre 1858.

schrecklichen Urteils gingen wir mit Michailow zu Deli, eine Billardpartie zu spielen; aber mir zitterten die Hände, und ich konnte keine Karambolage machen, er dagegen stieß darauf los, wie wenn nichts wäre; und doch erwartete auch ihn das Gericht: seine Konkurrenzarbeit stand neben der meinigen. Mich ärgerte solch eine Gleichgültigkeit; ich warf den Stoß hin und ging nach Hause. Im Gang begegnete mir die Nachbarin, sie lachte, die Glückliche.

„Nun,“ fragte sie mich.

„Nichts,“ antwortete ich.

„Wieso nichts? Ich schmückte Ihr Zimmer wie zu einem großen Feste und Sie sind so langweilig.“

Sie wollte auch eine langweilige Miene aufsetzen, aber sie konnte schlechterdings nicht. Ich dankte ihr für diese Aufmerksamkeit und bat sie, ins Zimmer zu treten. Sie begann mich nun so kindlich aufrichtig zu trösten, daß ich mich nicht länger zurückhalten konnte und zu lachen begann.

„Man weiß noch nichts: die Prüfung ist noch nicht zu Ende,“ sagte ich.

„Warum haben Sie mich denn betrogen, Sie Gewissenloser! Wenn ich es gewußt hätte, so hätte ich das Zimmer nicht geschmückt.“

Und sie pustete ihre Rosawangen auf.

„Bei Michailow,“ sagte sie weiter, „habe ich sicherlich nichts getan; mögen sie sich, er und sein Seefadett wälzen, wie Bären auf dem Lager, was geht das mich an.“

Ich dankte ihr für diesen Vorzug und fragte sie, ob sie froh sein werde, wenn Michailow und nicht ich die Medaille erhielt.

„Ich werde ihm die Hände zerbrechen, ihm die Augen auskratzen und ihn totschlagen.“

„Und wenn ich sie bekomme?“

„Dann werde ich selbst vor Freude sterben.“

„Wofür gebührt mir dieser Vorzug?“ fragte ich sie.

„Wofür? . . . Dafür . . . dafür . . . daß Sie versprachen, mich im Winter lesen zu lehren.“

„Ich werde auch mein Wort halten,“ sagte ich.

„Gehen Sie doch in die Akademie, um zu erfahren, was dort vorgeht, und ich werde Sie im Gang erwarten.“

„Und warum nicht hier?“ fragte ich.

„Und wenn der Seekadett kommt, was werde ich dann anfangen?“

Sie hat recht, dachte ich mir, und ohne ein Wort zu sagen, ging ich in den Gang. Sie schloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Ich will nicht, daß man in Ihrer Abwesenheit in Ihr Zimmer geht und etwas verdirbt.“

Wie kommt sie nur darauf, daß man bei mir etwas verderben würde, dachte ich mir, — das ist wieder mal eine kindliche Laune.

„Auf Wiedersehen“ sagte ich, die Treppe hinuntergehend: „Wünschen Sie mir Glück!“

„Aus vollem Herzen,“ antwortete sie entzückt und verschwand.

Ich trat auf die Straße, ich hatte keinen Mut, in die Akademie zu gehen: das Akademietor schien mir der Rachen eines schrecklichen Untiers. Aber zuletzt, ermüdet durch das Auf- und Abgehen auf der Straße, machte ich das Zeichen des Kreuzes und rannte durch das schreckliche Tor. Im zweiten Stoß irrten meine ungeduldigen Kameraden

im Gang umher, wie die Schatten bei der Überfahrt Charons; ich schloß mich der Schar an. Die Professoren waren schon im Konferenzsaal, der fürchterliche Augenblick war nahe! Aus dem runden Saal kam der Inspektor, Andrij Zwanowytſch, ich begegnete ihm zuerst, und als er an mir vorbeiging, flüsterte er mir zu: „Gratuliere!“ Meinen Lebtag hörte ich kein so süßes, so wohlklingendes Wort, und werde auch nie mehr ein solches hören. Ich stürzte kopfüber nach Hause und küßte vor lauter Freude meine Nachbarin. Gut, daß niemand es gesehen hat, denn es war noch auf der Treppe. Obwohl ich nichts Anstößiges dabei finde, so danke ich doch Gott, daß es niemand gesehen hat.

So, oder ungefähr so vollendete sich diese Prüfung, die meine ganze Seele erschütterte. All das, was ich Ihnen schrieb, ist nur eine dunkle Silhouette der lebendigen Natur, ein schwacher Schatten des wirklichen Ereignisses; dies läßt sich durch nichts ausdrücken, weder durch die Feder noch durch den Pinsel und auch nicht durch lebendige Worte. Michailow hatte bei der Prüfung keinen Erfolg. Gott bewahre mich, daß mir so ein Unglück begegne. Ich würde den Verstand verlieren, und er, als ob nichts vorgefallen, kam nach Hause, zog seinen warmen Mantel an und fuhr zu seinem Seekadetten nach Kronstadt. Ich weiß nicht, wo er diese Sympathie für diesen Seekadetten her hat; ich finde gar nichts Anziehendes an ihm, und er ist ganz hingerissen von ihm. Es ist wahr, daß er auch mir zuerst gefiel, aber nicht lange, und mein armer Lehrer Demski, — ja, der ist wirklich ein sympathischer Mensch! Der Arme, er ist krank, und unheilbar krank: Schwindsucht im letzten Stadium. Er geht noch, aber er kann es

kaum noch. Dieser Tage kam er, um mir wegen der Medaille zu gratulieren, und wir verbrachten den ganzen Abend in sehr angenehmem, freundschaftlichem Gespräch. Er prophezeite mir meine ganze Zukunft mit solcher Überzeugung, so natürlich und lebendig, daß ich ihm glauben mußte, ohne es zu wollen. Armer Demski! Er ahnt gar nicht seine Krankheit; er macht sich Illusionen über seine Zukunft, wie dies nur ein gesundheitsstrophender Jüngling tun kann. Er ist glücklich, wenn man einen Traum Glück nennen kann. Er sagt, daß die wichtigste und schwierigste Sache schon beseitigt sei: die Armut, meint, daß er nicht mehr Nächte hindurch zu wachen brauche, um für einen Rubel Vorträge abzuschreiben, daß er jetzt die Armut vollkommen überwunden habe, daß er sich seinem Lieblingsstudium widmen könne, daß er seinen Abgott: Selewel,\*) in dem Studium der Vaterlandsgeschichte, wenn auch nicht überholen, so doch einholen werde, und daß seine bevorstehende Dissertation ihm alle Mittel geben werde, seine glänzenden Hoffnungen zu verwirklichen; inzwischen aber spuckt er Blut und bemüht sich, dies vor mir zu verbergen. Mein Gott, was würde ich für die Verwirklichung seiner heißen Wünsche nicht alles geben! Aber ach, jede Hoffnung ist vollkommen ausgeschlossen, und kaum wird er noch erleben, daß sich die Niewa vom Eise befreit.

Im Augenblicke der herzlichsten Ergießungen Demskis sprang die Thür mit Lärm auf, und der verwegene See- kadett trat ein.

„Nun, ist Mijska\*\*) zu Hause?“ fragte er, ohne die Mühe abzunehmen.

---

\*) Soachim Selewel (1786—1861), polnischer Geschichtsschreiber.

\*\*) Diminutiv von Michailow.

„Er fuhr doch gestern zu Ihnen,“ antwortete ich.

„So sind wir gewiß aneinander vorbeigefahren. Er mag nur herumfahren und ich schlafe indessen bei Ihnen.“

Er trat in Michailows Zimmer. Ich reichte ihm eine Kerze. Was sollte ich tun? Ich hatte Demski vorgeschlagen, sich auf Michailows Bett zu legen, in der sicheren Hoffnung, daß es niemand in Besitz nehmen würde. Demski bemerkte meine ungünstige Situation, lächelte, nahm seine Mütze und streckte mir die Hand entgegen. Schweigend nahm auch ich die Mütze und ging mit ihm auf die Straße, und ließ den Seekadetten allein. Nachdem ich Demski nach Hause begleitet hatte, kehrte ich sehr ungern zurück, und was treffe ich zu Hause? Meine Nachbarin wußte nicht, daß ich abwesend war, und kam in mein Zimmer, und mein verwegener Seekadett ergriff sie, schon halb entkleidet, und wollte schon die Tür mit dem Schlüssel schließen, als ich eben in diesem Augenblicke kam und ihn daran verhinderte. Die Nachbarin riß sich aus seinen Händen los, spuckte ihm ins Gesicht und lief davon.

„Ein echtes Quecksilber,“ sagte er, sich abwischend.

Mich verletzten diese Szene nicht wenig, aber ich ließ ihn dies nicht merken, und da es noch nicht spät war, so ließ ich ihn ungeniert in der Wohnung und ging einen würdigeren Genossen suchen, um den Herbstabend zu verbringen.

Doch ich hatte kein Glück mit meinen Besuchen: ich verbeugte mich immer nur vor Türschlossern. Um zu den Schmidts zu gehen, war es schon zu spät; Karl Pawlowitsch war ebenfalls nicht zu Hause, und ich wußte nicht, was ich mit mir anfangen sollte; mich quälte der verfluchte Seekadett, ich haßte ihn. Ich weiß nicht, ob es Eifersucht war



oder einfach das Gefühl des Ekels vor einem Menschen, der das heilige Gefühl der Sittsamkeit im Weibe entehrte. Dem Weibe aber schulden wir, es mag nun sein wie es will, wenn nicht Achtung, so doch wenigstens Schicklichkeit. Der Seekadett aber mißachtete das eine und das andere: er ist einfach besoffen oder in seinem Innersten ein Scheusal. Ohne zu wollen, glaube ich mehr an das letztere. In Karl Pawlowitschs Wohnung sah man Licht, ich trat bei ihm ein und blieb über Nacht dorten. Aber Karl Pawlowitsch bemerkte meinen unnormalen Zustand, nur war er so einsichtsvoll, keine einzige Frage zu stellen, ließ mich in sein Zimmer betten und begann sitzend laut zu lesen. Es war Washington Irving's Buch: „Christoph Columbus.“ Beim Lesen konzipierte er gleich ein Bild, wie die undankbaren Spanier den in Ketten geschlagenen, großen Admiral vom Schiff an den Strand führen. Welch ein trauriges, lehrreiches Bild! Ich reichte ihm ein Stückchen Papier und einen Bleistift; aber er weigerte sich und las weiter.

Als Karl Pawlowitsch einmal beim Abendessen von seiner Reise im alten Hellas erzählte, entwarf er schnell die Skizze eines wunderschönen Bildes, „Abend in Athen“. Das Bild stellte eine Straße in Athen im Abendsonnenlicht vor. Am Horizont, im Dunkel, das vollendete Parthenon, aber noch mit dem Gerüst. Im Vordergrund der Straße führt ein Paar Büffel die Marmorstatue des Phidias: „Der Fluß Ilissos“; zur Seite Phidias selbst, wie ihn Perikles und Aspasia, und alle großen Leute aus dem Perikleischen Athen, von der berühmten Hetäre bis auf Xanthippe, begrüßen. Dies alles von den Abendsonnenstrahlen beleuchtet. Ein prachtvolles Bild! Was bedeutet

die „Schule von Athen“ im Vergleich mit diesem lebensvollen Bild. Er hat es aber nicht ausgeführt, und zwar nur aus dem Grunde, weil die „Schule von Athen“ schon existiert. Und wie viele solcher Bildchen vollendet er entweder mit einem begeisterten Wort oder mit einer einen Berschoof\*) langen Skizze in seinem durchaus nicht prächtigen Album. So zeichnete er zum Beispiel vorigen Winter mehrere ganz kleine Skizzen, über das eine und selbe Thema. Ich wurde mir nicht klar darüber, was mein großer Meister vorhatte, ich vermutete nur, daß es etwas Großes sei: und ich irrte mich nicht in meinen Mutmaßungen.

Diesen Sommer beobachtete ich, daß er täglich vor Sonnenaufgang in seinem grauen Arbeitskittel in die Säulenhalle seines Ateliers hinabsteigt, und dort bis zum Abend bleibt. Nur Lufian allein wußte, was dort zugeht, weil er ihm Wasser und Essen brachte. Ich arbeitete damals an meiner Konkurrenzarbeit, und konnte mich ihm mit meinem Vorlesen nicht zur Verfügung stellen, obwohl ich davon überzeugt war, daß er diesen Dienst gern angenommen hätte, weil er sehr gern liest. So vergingen drei Wochen. Ich zitterte vor Ungeduld. Nie besuchte er so unausgesetzt sein Atelier. Es mußte etwas ganz Außergewöhnliches sein; aber schafft denn ein so großer Genius etwas Gewöhnliches?

Einmal vor dem Abend entließ ich mein Modell und wollte ausgehen. Im Gang begegnete mir Karl Pawlowitsch mit unrasiertem Bart. Er wünschte meine Konkurrenzarbeit zu sehen. Ich führte ihn zitternd in meine

---

\*) Der Berschoof = 16. Teil der russ. Elle.

Kammer, er machte einige unbedeutende Bemerkungen und sagte: „Jetzt gehen wir, meine Arbeit anzusehen,“ und wir gingen in die Säulenhalle.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen erzählen soll, was ich dorten erblickte? Erzählen muß ich es, aber wie läßt sich das erzählen, was man nicht erzählen kann?!

Die Ateliertür tat sich auf, und ich sehe eine große, auf einen Rahmen gespannte dunkle Leinwand. Auf der Leinwand stand in schwarzer Farbe: „Ang. am 17. Juni;“ hinter der Leinwand spielte eine Spielboxe den Chor der Edelleute aus den „Hugenotten“. Mit Herzbekemmung ging ich hinter die Leinwand, sah mich um, und mir verging der Atem: vor mir stand kein Bild, sondern die lebende „Belagerung von Pskow“\*) in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Größe. Das also war der Sinn der kleinen Skizzen. Das war's, warum er im vorigen Sommer einen Ausflug nach Pskow unternahm! Ich wußte um sein Vorhaben, aber hätte mir nie vorstellen können, daß er es so bald ausführen würde. So schnell und so wunderschön! Bevor ich Ihnen einen kleinen Umriss von diesem neuen Wunder mache, werde ich es Ihnen, versteht sich, ganz kurz beschreiben.

Rechts vom Zuschauer, im Hintergrund, die Explosion eines Turmes; ein wenig näher in der Mauer eine Bresche und in der Bresche ein Händekampf, aber ein Kampf, daß es einen schaudert hinzusehen. Es scheint einem, als ob man das Schreien und das Klirren der Schwerter auf den livländischen, polnischen, litauischen und Gott weiß noch welchen eisernen Helmen hörte. Auf der

---

\*) Dieses Bild blieb unvollendet und befindet sich in der Sammlung der Akademie.

linken Seite, im Mittelgrund, eine Prozession mit Fahnen und mit dem Bild der heiligen Jungfrau, an der Spitze schreitet feierlich und ruhig der Bischof mit dem Schwert des heiligen Michael, des Fürsten von Pskow. Welch sonderbarer Kontrast! Im Vordergrund, in der Mitte des Bildes, ein bleicher Mönch auf einem braunen Pferd, mit einem Kreuz in der Hand. Rechts vom Mönch kriecht Schujstij's weißes Pferd, und Schujstij selbst läuft zur Bresche mit hohergehobenen Händen. Links vom Mönch segnet ein frommes Mütterchen den Jungen oder besser den Knaben vor dem Feind. Noch weiter links trinkt ein Mädchen aus einem Eimer die ermüdeten Krieger, und ganz in der Ecke des Bildes stirbt ein halbnackter Krieger, ihn stützt eine junge Frau, bald vielleicht seine Witwe. Welche wunderbaren, mannigfachen Episoden! Aber ich habe Ihnen deren nicht die Hälfte beschrieben: mein Brief nähme kein Ende, und wäre doch noch nicht vollständig, wenn ich alle Einzelheiten dieses Gipfelpunktes der Kunst beschreiben wollte.

Begnügen Sie sich für jetzt wenigstens mit dieser prosaischen Skizze dieses hochpoetischen Werkes. Mit der Zeit sende ich Ihnen den Umriß einer Aufzeichnung von ihm, und dann werden Sie deutlicher sehen, welch göttliches Werk es ist.

Worüber soll ich Ihnen noch schreiben, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich schreibe Ihnen so selten und so wenig, daß ich mich dessen schäme. Ihre Vorwürfe, daß ich schreibfaul bin, sind nicht ganz gerecht. Ich bin nicht faul im Schreiben, aber ich bin kein Meister darin, von meinem alltäglichen Leben interessant zu erzählen, wie es Andere können. Unlängst las ich (der Briefe wegen) die

Clarisse\*) in Jules Gignacs Übersetzung, und mir gefiel nur das Vorwort des Übersetzers, aber die Briefe selbst sind so süßlich und so lang, daß . . . fort mit ihnen! Wo hatte dieser Mensch nur die Geduld her, so endlose Briefe zu schreiben! Und die Briefe aus dem Auslande gefielen mir noch weniger: Viel Präntensionen und wenig Sinn, Pedanterie und nichts weiter. Ich gestehe Ihnen, daß ich gern Brieffschreiben lernen wollte, aber ich weiß nicht, wie es anfangen. Lehren Sie mich! Ihre Briefe sind so schön, daß ich sie auswendig lerne, doch bevor ich mich Ihres Geheimnisses bemächtige, will ich so schreiben, wie das Herz mir diktiert, und meine innige Offenherzigkeit mag die Kunst ersehen.

Nachdem ich bei Karl Pawlowitsch über Nacht geblieben war, kehrte ich um zehn Uhr sehr ungern in meine Wohnung zurück. Michailow war schon zu Hause und goß dem Seekadetten, der kaum aufwachte, Wein ins Glas, und meine ausgelassene Nachbarin guckte aus meinem Zimmer heraus und lachte aus voller Kehle, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Weder eine Spur von Stolz noch von Schüchternheit! Ist es eine einfältige, angeborene Naivität, oder eine Folge der Gassenenerziehung? Diese Frage kann ich nicht lösen, und ich kann es deshalb nicht, weil ich unbewußt an ihr hänge, wie an einem herzigen Kinde. Und wie ein wahres Kind setzte ich sie an die Fibel. An den Abenden lernt sie die Silben auswendig und ich zeichne irgend etwas oder mache ihr Porträt. Ein Köpfchen, daß es eine Wonne ist! Und merkwürdig, seitdem sie zu lernen begann, hörte sie auf zu lachen, dagegen

---

\*) Berühmter Roman des engl. Schriftstellers Richardson (1689—1761).

muß ich lachen, wenn ich auf ihr ernstes, kindliches Gesichtchen sehe. Da ich nichts zu tun habe, will ich im Laufe des Winters ihr Porträt als Naturstudie, beim Licht des Feuers, in derselben Stellung malen, in der sie mit dem Griffel in der Hand, in der Fibel vertieft, dasitzt. Das wird ein schönes Bildchen à la Greuze geben! Ich weiß nicht, ob ich mit den Farben zurecht kommen werde; mit dem Bleistift fällt es ordnungsgemäß aus.

Dieser Tage machte ich mit ihrer Tante Bekanntschaft und dies auf sehr originelle Weise. Nach meiner Gewohnheit kehre ich um elf Uhr aus der Klasse zurück, und im Gang begegnet mir Pascha und bittet mich im Namen der Tante zu sich zum Kaffee. Dies verwunderte mich, und ich bat um Entschuldigung. Denn wahrlich, wie kann man denn in ein fremdes Haus und direkt zum Essen eindringen? Aber sie läßt mich kein Wort sagen, zieht mich am Ärmel zu ihrer Tür hin, wie ein halsstarriges Kalb; ich stemme mich dagegen wie ein Kalb, und bald hätte ich meine Hand freigehabt, als die Tür aufging, und die Tante selbst zu Hilfe kam. Sie ergreift nun, ohne ein Wort zu sagen, meine andere Hand, zieht mich ins Zimmer hinein, verschließt die Tür und bittet, mich wie zu Hause zu fühlen.

„Bitte sehr, ohne Umstände,“ sagte die atemlose Gastgeberin, „nehmen Sie vorlieb mit unserer Einfachheit. Pascha, was hältst du denn Maulaffen feil? Bring schnell den Kaffee her.“

„Sogleich, Tante!“ rief Pascha aus dem zweiten Zimmer und kam nach einer Weile mit der Kaffeekanne und Tassen auf dem Servierbrett zurück. Eine wahre Hebe!

Und die Tante glich auch ein wenig dem Wolken-  
treiber.\*)

„Wir wollten schon lange mit Ihnen Bekanntschaft  
schließen,“ begann die gastfreundliche Wirtin: aber immer,  
ich weiß nicht warum, fand sich keine Gelegenheit dazu,  
aber heute, Gott sei Dank, habe ich es doch durchgesetzt.  
Entschuldigen Sie unsere Einfachheit. Gestatten Sie noch  
eine Tasse Kaffee? Unsere Milchfrau kommt schon lange  
nicht, warum weiß ich nicht, und im Laden ist der Rahm so  
schlecht, aber was ist da zu machen? Pascha dringt schon  
lange in mich, damit ich mit Ihnen Bekanntschaft schließe,  
aber Sie sind so menschen scheu, ein wahrer Klausner, sogar  
in den Gang gucken Sie nicht hinein, wenn Sie nicht  
müssen. Trinken Sie noch eine Tasse? Sie haben an  
unserer Pascha ganz einfach Wunder getan: wir erkennen  
sie einfach nicht mehr: von früh bis abends sitzt sie vorm  
Buche, trübt kein Wässerchen, so daß es eine wahre Freude  
ist. Und gestern, stellen Sie sich unsere Verwunderung vor,  
nahm sie dies Bilderbuch, das ihr Ihr Freund geschenkt  
hatte, schlug es auf und begann zu lesen; allerdings noch  
nicht ganz flüssig, aber man konnte doch vollkommen alles  
verstehen. Wie heißt denn nur dieses Buch?“

„Der Landprediger von Wakefield,“ sagte Pascha,  
hinter der spanischen Wand hervorkommend.

„So, so, ein Landprediger! Und wie der Arme im  
Kerker saß, und wie er seine liederliche Tochter suchte, —  
das ganze Buch las sie, — daß man darüber den Schlaf  
vergisst! Wer lehrte dich das? frage ich sie. Und sie ant-  
wortet: „Sie.“ Da haben Sie, um die Wahrheit zu sagen,

---

\*) Gemeint ist Zeus.

uns eine Gefälligkeit erwiesen. Mein Kryll Afanasitsch\*) ist entweder im Dienst, oder sitzt zu Hause hinter seinen Papieren. Kommt der Abend, sitzen wir schweigend da, und der Abend scheint lange wie ein Jahr, und jetzt merke ich es einfach nicht, wie er vorbeiging! Ist vielleicht noch eine Tasse gefällig?“

Ich dankte und wollte gehen; aber nein. Meine Wirtin erfaßte mich ohne jede Förmlichkeit bei der Hand und setzte mich auf den alten Platz und sagte dabei: o, nein, bei uns geht das nicht so (ich weiß nicht, wie es bei Ihnen ist) — zu kommen und gleich zu gehen. Bitte sehr, plaudern Sie noch ein wenig mit uns und lassen Sie sich schmecken, was uns Gott gibt.“

Aber ich entband mich vom weiteren Gespräch und Essen durch Bauchschmerzen und Seitenstechen, was in Wirklichkeit, Gott sei Dank, nie der Fall ist. Es handelte sich darum, daß ich in die Klasse gehen mußte: denn es war kurz vor eins.

Man entließ mich nun, nahm mir aber das Ehrenwort ab, daß ich um sieben Uhr zum Abendessen wiederkommen werde. Treu meinem gegebenen Worte, erschien ich um sieben Uhr bei meiner gastfreundlichen Nachbarin. Auf dem Tische stand schon der Samowar, und sie begrüßte mich mit einer Tasse Tee in der Hand. Nach dem ersten Glas stellte sie mich ihrem Wirte, wie sie sagte, einem fahlen, bebrillten Greise vor, der im zweiten Zimmer hinter einem Stoß von Papieren saß. Er stand vom Sessel auf, rückte die Brille zurecht, streckte mir die Hand aus und sagte: „Bitte gnädigst, setzen Sie sich!“ Ich setzte mich. Er nahm die Brille von der Nase, putzte sie mit dem

---

\*) Der Ehemann der Tante.



Taschentuch, setzte sie wieder auf die Nase, nahm wieder schweigend Platz und vertiefte sich in seine Papiere. So verfloßen einige Minuten. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Meine Lage wurde lächerlich. Zum Glück rettete mich die Wirtin.

„Stören Sie ihn nicht,“ sagte sie, aus dem anderen Zimmer hineinblickend. „Kommen Sie zu uns, bei uns ist es fröhlicher.“

Ich verließ schweigend den arbeitsamen Hausherrn und ging zu der fürsorglichen Wirtin. Pascha saß sanft über dem „Landprediger von Wakefield“ und sah sich die Zeichnungen an.

„Sie sahen unseren Hausherrn?“ sagte die Wirtin, „er ist immer so; er gewöhnte sich so sehr an seine Papiere, daß er nicht eine Minute ohne sie leben könnte.“

Ich machte irgendein Kompliment über seine Arbeitsamkeit und bat Pascha, laut zu lesen.

Sie las ziemlich langsam aber richtig und verständlich eine Seite aus dem Buche, und die Tante gab ihr dafür eine Tasse Tee und fügte noch einen Panegyrikus hinzu, der sich nicht auf drei Seiten aufschreiben ließe und mir, dem Mentor, dankte sie ohne Ende und wollte, daß ich Rum zum Tee nähme. Da aber der Rum noch bei Bogt war und Pascha erst darnach hätte gehen müssen, so dankte ich für Tee und Rum zur großen Betrübnis der gastfreundlichen Wirtin. Um elf Uhr tischte man das Abendessen auf, und ich verließ sie mit dem Versprechen, sie täglich zu besuchen.

Ich kann Ihnen nicht bestimmt sagen, welchen Eindruck diese neue Bekanntschaft auf mich machte. Und der erste Eindruck, so sagt man, sei sehr wichtig bei Bekanntschaften.

Ich bin damit nur deshalb zufrieden, da mir die bisherige Bekanntschaft mit Pascha nicht schädlich schien, jetzt jedoch schien es, als ob dies alles beseitigt wäre, und diese neue Bekanntschaft unsere Freundschaft gestärkt hätte.

Ich begann, sie täglich zu besuchen, und nach einer Woche fühlte ich mich schon wie ein alter Bekannter, oder besser, wie ein Mitglied der Familie. Sie schlugen mir das Mittagessen für denselben Preis wie bei Frau Jurgens vor, und ich wurde der guten Madame Jurgens untreu und nahm freudig den Vorschlag der Nachbarin an. Und ich bedauere es nicht; ich war des sorglosen Junggesellenkreises überdrüssig, bei ihnen aber ist es mir so wohl, ruhig, friedlich, alles ist so häuslich, alles so sehr meinem Charakter, meiner friedlichen Natur entsprechend. Pascha nenne ich Schwester, ihre Tante meine Tante, nur für den Onkel habe ich keine Benennung, denn ich sehe ihn nur beim Mittagessen. Er geht auch Feiertags, wie es scheint, zum Dienst. Ich fühle mich so wohl bei ihnen, daß ich fast nirgends hingehge, außer zu Karl Pawlowitsch. Ich erinnere mich nicht mehr, wenn ich bei Joachim war, ebenso bei Schmidts und Fiktums. Ich sehe selbst, daß ich nicht recht handle, aber was ist da zu machen? Ich kann vor den guten Menschen nicht lügen. Mangel an weltlicher Erziehung — sonst nichts.

Am nächsten Sonntag werde ich sie alle besuchen und den Abend werde ich bei Schmidts verbringen, um in der That nicht die Bekanntschaft ganz abzubrechen. Doch dies will nichts heißen, es wird sich schon alles machen lassen, aber da habe ich wiederum einen Kummer, ich kann mit Michailow, das heißt, eigentlich nicht mit ihm, sondern mit seinem Busenfreund, dem Seefadetten, nicht aus-

kommen: Er schläft fast jede Nacht bei uns. Das wäre noch nichts, aber er bringt Gott weiß was für Leute mit sich und die ganze Nacht vergeht mit Saufen und Kartenspiel. Ich möchte die Wohnung nicht wechseln, aber ich werde es, scheint's, doch müssen, wenn diese Orgien nicht aufhören. Wenn nur bald der Frühling käme, mag dann der unerträgliche Seefadett auf See fahren. Ich begann in Farben die Studie von Pascha beim Feuer zu malen. Es wird ein sehr liebes Köpfchen, leider stört mich der verfluchte Seefadett bei der Arbeit. Ich wollte, ich könnte es vor den Feiertagen vollenden und irgend etwas anderes anfangen, aber es wird kaum gehen. Ich versuchte schon, mich mit meiner Arbeit bei den Nachbarinnen niederzulassen, aber es ist nicht so ganz bequem. Diese Feuerbeleuchtung gefiel mir so sehr, daß ich nach Beendigung dieses Kopfes einen anderen, auch von Pascha, als Vestalin zu zeichnen dachte. Schade, daß man jetzt keine weißen Rosen zum Kranze bekommen kann, und das ist unentbehrlich; aber es wird noch später welche geben.

Pascha fängt schon an, gut zu lesen, und sie gewann das Lesen sehr lieb; ich bin dessen ungemein froh, aber die Wahl der Lektüre für sie macht mir Schwierigkeiten. Man sagt, daß es nicht gut sei, wenn junge Mädchen Romane lesen, aber ich weiß in der That nicht, warum. Ein guter Roman schärft die Einbildungskraft und veredelt das Herz, und irgendein trockenes, wenn auch sehr verständiges Buch wird nicht nur nichts lehren, sondern noch Abscheu vor der Lektüre einflößen. Ich gab ihr fürs erste Robinson Crusoe, dann werde ich ihr die Reise von Arago oder von Dumont d'Urville geben, dann wieder irgendeinen Roman, und dann Plutarch. Schade, daß wir keine über-

setzung von Vasari haben, so würde ich sie auch mit den Leuchten unserer herrlichen Kunst bekannt machen. Ist mein Plan gut? Was meinen Sie? Wenn Sie etwas gegen ihn haben, so schreiben Sie es mir im nächsten Brief, ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein. Sie interessiert mich jetzt, wie etwas Nahes, Unverwandtes. Ich sehe jetzt auf sie, die Schriftkundige, wie ein Künstler auf sein unvollendetes Bild, und ich würde es mir als Sünde anrechnen, ihr jetzt allein zu überlassen, sich Bücher auszuwählen, oder besser sie alles lesen zu lassen, was ihr in die Hände fällt, denn sie hat keine Auswahl: da wäre es besser gewesen, sie nicht im Lesen zu unterrichten. Ich habe Sie mit meinen Nachbarinnen gelangweilt, doch was ist da zu machen? Ein Sprichwort sagt: was Einen schmerzt, davon spricht er; und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so habe ich jetzt von nichts anderem zu sprechen. Ich gehe nirgends hin und mache nichts. Ich weiß nicht, was mir mein Schicksal für den nächsten Sommer in Bereitschaft hält, ich erwarte denselben nicht ohne Furcht; kann ich ihn denn auch anders erwarten? Der kommende Sommer soll zu der von mir, vielmehr von Ihnen, erwählten Laufbahn eine rechte Grundlage legen. Karl Pawlowitsch sagt, daß gleich nach den Feiertagen ein Programm wegen des Wettbewerbes für die erste goldene Medaille veröffentlicht werden soll. Fast befällt mich eine Ohnmacht bei dem Gedanken an diesen verhängnisvollen Wettbewerb. Wie wäre es erst, wenn es mir gelänge? Ich würde verrückt werden. Und Sie? Kommen Sie denn nicht, die dreijährige Ausstellung und meine von der Jury gutgeheißene Konkurrenzarbeit und deren bescheidenen Verfertiger, Ihr eigenes Werk, zu sehen? Ich bin davon überzeugt, daß



Taras Schewtschenko: Porträt einer Frau.  
Nach einem Aquarell.

Sie kommen. Schreiben Sie mir von Ihrer Ankunft im nächsten Brief, und ich werde einen allem Anschein nach gerechten Vorwand haben, Michailow die Wohnung zu kündigen. Wahrscheinlich hat auch er den Seekadetten schon satt. Mein Glück, daß ich bei den Nachbarinnen meine Zuflucht habe, sonst müßte ich aus meiner eigenen Wohnung fliehen. Seien Sie so gut und schreiben Sie, daß Sie kommen, dann werde ich alles zugleich erledigen. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter! Im nächsten Brief theile ich Ihnen die weiteren Fortschritte meiner Schülerin und die Ergebnisse des bevorstehenden Wettbewerbes mit. Leben Sie wohl!

P. S. Der arme Demski kann nicht mehr seine Wohnung verlassen. Den Frühling überlebt er nicht mehr.“

---

Nachdem ich diesen Brief erhalten hatte, schrieb ich meinem Freund, daß ich nicht erst zur Ausstellung, sondern schon zu Ostern zu ihm zu Besuch kommen und direkt bei ihm absteigen würde, wie Sternberg. Dies schrieb ich eigentlich deshalb, um ihn von dem aufdringlichen Seefadetten zu befreien. Und in Wahrheit hatte ich Angst um seinen noch ungefestigten jungen Charakter. Das Unheil könnte es wollen, daß er ein Ebenbild des rücksichtslosen Seefadetten würde; dann wäre alles verloren: Genius, Kunst, Ruhm und alles Reizvolle im Leben. Das alles würde wie in einem Grabe auf dem Boden des alles verschlingenden Bechers begraben werden. Beispiele dafür gibt es leider, besonders bei uns in Rußland, die Menge. Und worin ist die Ursache davon zu suchen? Kann denn wirklich die Säuerbande selbst den Keim alles Guten im jungen Menschen töten? Oder ist dabei noch etwas, was wir nicht verstehen? Übrigens kam die Volksweisheit zu einer Folgerung: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“ Auch Gogol bemerkte, und nicht mit Unrecht, daß der Russe, wenn er ein tüchtiger Meister ist, ein Trinker sein müsse. Was sollte dies bedeuten? Ich meine nichts anderes als Mangel an allgemeiner Zivilisation. So zum Beispiel spielt der Dorf- oder irgendein anderer Schreiber unter den redlichen, des Lesens unkundigen, Bauern dieselbe Rolle, wie Sokrates in Athen, aber sehen Sie sich ihn nur an: ein unmoralisches, schläfriges Vieh, dies deshalb, weil er ein Meister in seinem Berufe ist, der einzige Schriftkundige unter Hunderten von biedereren Bauern, auf deren Kosten er trinkt und sein aus-

schweifendes Leben führt, diese aber wundern sich über seine Gewandtheit und können es gar nicht begreifen, was es bedeutet, daß ein so talentvoller Mensch zugleich solch ein Trunkenbold ist! Und diese Einfältigen erraten es nicht, daß er unter ihnen der einzige Schriftkundige oder auch zu anderen Dingen Fähige ist, daß er nicht seinesgleichen hat, und daß die Kunden nicht aufhören werden, zu ihm zu kommen, weil niemand anders da ist, an den man sich wenden könnte. Er macht seine Arbeit, sich darum nicht viel Sorgen machend, nachlässig und vertrinkt den leicht erworbenen Gewinn. Das ist meiner Ansicht nach die einzige Ursache, daß bei uns fast jeder Meister ein starker Säufer ist. Aber außerdem beobachtete man auch bei den zivilisierteren Völkern, daß Menschen mit höheren geistigen Eigenschaften, die aus der Menge der Durchschnittsmenschen hervorgehen, immer und überall mehr oder weniger Verehrer und nicht selten auch eifrige Anbeter des frohen Bacchus waren. Dies scheint nun unausbleiblich schon zur Natur der außergewöhnlichen Menschen zu gehören.

Ich kannte persönlich unseren genialen Mathematiker D.,\*) und die Mathematiker sind im allgemeinen nicht Leute, die sich von der Versuchung hinreißen lassen. Ich hatte Gelegenheit, einige Male mit ihm zu speisen. Er trank bei Tische nichts als Wasser. Einmal fragte ich ihn:

„Trinken Sie denn nie Wein?“

„In Charkow seinerzeit trank ich zwei Kellerchen aus, und sagte mir dann: genug!“ — antwortete er offenherzig.

---

\*) Gemeint ist Michael Ostrogradskij (1801—1862), berühmter russischer Mathematiker.



Aber nicht alle bleiben bei zwei Kellern stehen, sondern gehen zum dritten oder auch zum vierten über, und bei diesem verhängnisvollen vierten beschloßen sie ihre traurige Laufbahn, und nicht selten sogar ihr Leben.

Er aber, das heißt, mein Künstler, gehörte zur Kategorie der Leidenschaftlichen, Entzündbaren, mit Iodern der Phantasie Ausgestatteten, und eben dies ist der größte Feind eines selbständigen, gesehten Lebens. Obwohl ich nun nicht gerade ein Anhänger der monotonen, kalten Graßheit und der alltäglichen, einförmigen Büßerei bin, so kann ich doch nicht behaupten, daß ich auch ein offener Feind einer gesehten Pünktlichkeit wäre. Im gewöhnlichen Leben ist der Mittelweg der beste, aber in der Kunst, in den Wissenschaften und überhaupt bei geistiger Tätigkeit führt der Mittelweg zu nichts, als höchstens zum vorzeitigen Tod.

Ich möchte in meinem Künstler einen großen, außerordentlichen Künstler und dabei einen ganz einfachen Menschen im häuslichen Leben sehen; aber diese zwei großen Eigenschaften wohnen selten unter einem Dache.

Ich möchte gern Vorsehung spielen und alles abwenden, was auf die junge Phantasie meines Lieblings einen schlechten Einfluß haben könnte, nur weiß ich nicht, wie ich's anfangen soll. Der Seefadett ist entschieden zu fürchten, und auch von der Nachbarin kann man nichts Gutes erwarten; das ist sonnenklar. Jetzt könnte es noch mit Trennung und mit Tränen endigen, wie gewöhnlich jede erste heiße Liebe endigt, aber bei Mitwirkung der Tante, die ihm so vom ersten Augenblick an gefallen hat, wird dies alles mit der Fackel des Hymen endigen, und

dann, — Gott gebe, daß ich mich irre, — mit Ausschweifung und Elend.

Er sagt es mir nicht offen, daß er sich bis über die Ohren in seine Schülerin verliebt hat, denn welcher junge Mann entdeckt ohne weiteres dieses heilige Geheimnis. Auf ein Wort seiner Angebeteten wird er sich in Feuer und Wasser stürzen, bevor er ihr mit Worten sein zartes Gefühl ausdrückt. So ist ein Jüngling, der aufrichtig liebt. Und gibt es denn Jünglinge, die anders liebten?“

Um ihn nur ein wenig von den Nachbarinnen abzulenken, erwähnte ich ihrer absichtlich mit keinem Wort. Ich riet ihm, so oft als möglich Schmidts, Fiktums und Joachims zu besuchen, als Menschen, die für seine innere Bildung unumgänglich nötig seien, ferner auch den alten Kolmann, dessen guten Rates er beim Landschaftern bedarf, und täglich ins Atelier Karl Pawlowitschs wie in einen Kunsttempel zu gehen und dort während solcher Besuche für mich eine Aquarellkopie von dem „Springbrunnen von Baktshiseraj“ zu machen. Zuletzt malte ich ihm die große Bedeutung der Arbeit für den bevorstehenden Wettbewerb aus, der er sich und seine ganzen Tage und Nächte bis zum Prüfungstage, das heißt also bis zum Oktober, opfern sollte. Diese Frist und derartige Beschäftigung schienen mir hinzureichen, um seine erste Liebe ein wenig abzukühlen. Ich schrieb ihm, daß, wenn ich den ganzen Sommer nicht in der Hauptstadt bleiben könnte, ich im Herbst auf jeden Fall wiederkommen würde, speziell wegen seiner Konkurrenzarbeit.

Mein Brief hatte, wie ich es erhoffte, seine gute Wirkung, aber doch nur halbwegs: die Arbeit gelang ihm, aber die Nachbarin, o Jammer! Jedoch wozu den Vor-

hang des geheimnisvollen Schicksals vorzeitig lüften?  
Lesen wir noch einen Brief von ihm, seinen letzten:

---

„Ich weiß nicht, ob bewußt oder unbewußt, aber Sie haben mich arg betrogen, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich erwartete Sie wie einen allerteuersten Gast, und Sie? — Gott möge Sie richten! Und weshalb haben Sie's denn versprochen? Und wieviel Kummer ich mit meinen Mitbewohnern hatte! Kaum wurde ich sie los. Zwar war Michailow sogleich einverstanden, aber der nicht zu beschwichtigende Seekadett zog die Geschichte doch bis zum Frühling hinaus, das heißt bis zum Palmsonntag, und beim Abschied wäre es beinahe zum Streit gekommen: er wollte unbedingt noch bis zu Ostern bleiben, aber ich erklärte ihm entschieden, daß ich Sie erwarte.

„Diese wichtige Persönlichkeit, Ihr Anverwandter, kann doch auch in einem Hotel wohnen,“ — sagte er und drehte dabei seinen dummen Schnurrbart.

Mich brachte das zum Rasen, und ich wollte schon Gott weiß welche Grobheit begehen, aber Michailow, Gott sei ihm dafür gnädig, hielt mich zurück. Ich weiß nicht, was ihm in unserer Wohnung so gefallen hat; wahrscheinlich, daß sie nichts kostet. Im Winter kam es oft vor, daß Michailow einige Nächte hintereinander nicht zu Hause schlief und auch bei Tag nur von Zeit zu Zeit erschien und gleich wieder verschwand, dieser aber ging aus, nur um zu essen und sich zu betrinken und kehrte gleich wieder zurück, um auf dem Sofa zu liegen, oder zu schlafen, oder seine Pfeife zu rauchen; in der letzten Zeit hatte er schon seinen Mantelsack mit der Wäsche herbeigeschleppt, und als

ich ihm schon die Wohnung definitiv gekündigt hatte, kam er doch noch einigemal zum Schlafen, ganz einfach — ein gewissenloser Mensch. Und noch eine Seltsamkeit: selbst bis zu seiner Abreise nach Nikolajew (er wurde zur Flotte aufs Schwarze Meer versetzt) traf ich ihn täglich, abends, wenn ich von der Klasse kam, im Gang oder auf der Treppe oder vor dem Tor. Ich weiß nicht, wen er an den Abenden besuchen mochte. Doch — Gott begleite ihn, und Gott sei Lob und Dank, daß ich ihn los wurde.

Es ist erstaunlich, welche Fortschritte meine Schülerin im Laufe des Winters gemacht hat! Wenn sie zur rechten Zeit zu lernen angefangen hätte, so wäre sie einfach eine Gelehrte geworden. Und wie bescheiden und still sie wurde, einfach eine Wonne! Von der kindlichen Munterkeit und Naivität blieb keine Spur.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bedauere ich, daß die Schriftkenntnis, — wenn die es sein sollte, — in ihr diesen kindlichen, lieben Mutwillen vernichtet hat. Ich bin froh, daß wenigstens ein Schatten dieser lieben Naivität bei mir auf dem Bilde sich bewahrt hatte. Es wurde ein allerliebstes Bildchen daraus; die Feuerbeleuchtung machte mir viel Mühe, aber es gelang mir. Prevost gibt mir 100 Silberrubel dafür, und ich bin einverstanden damit, aber erst nach der Ausstellung. Ich möchte auf jeden Fall meine Schülerin der Öffentlichkeit zum Urteil vorlegen. Ich wäre überglücklich, wenn Sie mich nicht ein zweites Mal betrügen und zur Ausstellung kämen, sie wird dieses Jahr besonders interessant sein: viele Künstler, einheimische und ausländische, versprechen die Ausstellung zu besichtigen, unter anderen Baron Berne, Goden, Steuben.\*) Kommen

---

\*) Charles de Steuben (1788—1856), franz. Maler.

Sie nur, um Apollon und seiner wunderschönen neun Schwestern willen!

Meine Konkurrenzarbeit geht bislang nicht rasch von statten; ich weiß nicht, was weiter werden wird. Karl Pawlowitsch ist mit der Komposition zufrieden, sonst kann ich Ihnen nichts weiter davon berichten. In der nächsten Woche beginne ich ernstlich mit der Arbeit, bis jetzt wick ich ihr sozusagen aus. Ich weiß nicht, was es bedeutet, sogar meine Schülerin fängt an, mich anzutreiben. Ach, wenn ich Ihnen sagen könnte, wie mir diese gute, einfache Familie gefällt! Bei ihnen fühle ich mich, als ob ich zu ihnen gehörte. Von der Tante braucht man erst gar nicht zu sprechen: sie ist stets gut und fröhlich. Auch das finstere und schweigsame Onkelchen verläßt manchmal seine Papiere, setzt sich mit uns um den dampfenden Samowar und macht Witze, aber nur halblaut, allerdings lauter scharfsinnige Witze. Und manchmal erlaube ich mir ein besonderes Hochvergnügen, natürlich nur, wenn eine überflüssige Kopeke in der Tasche klingt, dann nehme ich sie in das Alexander-Theater, in eine Loge des dritten Ranges, mit, und dann hat das allgemeine Amüsement keine Grenzen, besonders, wenn das Stück ein Vaudeville ist; und noch mehrere Tage nach solcher Vorstellung singt meine Schülerin Couplets, sogar im Traum, scheint es. Ich liebe, oder vielmehr vergöttere alles Herrliche, wie beim Menschen selbst, mit seinem herrlichen Äußeren angefangen, so auch und vielleicht noch mehr, das hohe künstlerische Werk des menschlichen Verstandes und der menschlichen Hand. Ich gerate in Entzücken, wenn ich eine weltmännisch erzogene Dame oder einen solchen Mann sehe. Bei ihnen ist alles, von den Worten bis zu den Gebärden,

in solche ebenmäßige Harmonie gebracht; es scheint, daß alle denselben Pulsschlag haben. Narr und Weise, Phlegmatiker und Sanguiniker — das sind seltene Erscheinungen und kaum sind sie unter ihnen zu finden, und das gefällt mir unendlich; aber das hat keinen langen Bestand, denn ich bin nicht unter ihnen geboren, und wurde nicht unter ihnen erzogen, auch kann ich mit meiner geringen Erziehung desto weniger mich mit ihnen messen, und deshalb vielleicht, obwohl mich all der berückende Reiz ihres Lebens so sehr lockt, gefällt mir das Familienleben einfacher Menschen besser, solcher zum Beispiel, wie dasjenige meiner Nachbarn. Bei ihnen fühle ich mich ganz sicher, und bei jenen empfinde ich immer etwas wie stete Furcht. In der letzten Zeit fühle ich mich auch bei Schmidts nicht ganz behaglich, und ich kann mir das nicht recht erklären. Ich besuche sie fast jeden Sonntag, aber bleibe nicht so lange bei ihnen, wie es früher der Fall war. Vielleicht deshalb, weil mir mein lieber, unvergeßlicher Sternberg fehlt. Zur Sache von Sternberg. Ich erhielt unlängst einen Brief von ihm aus Rom. Welch ein Sonderling! Statt den Eindruck zu beschreiben, den die ewige Stadt auf ihn machte, empfiehlt er mir, wissen Sie wen? — Dupaty und Veronese! Ein sonderbarer Mensch! Er schreibt, daß er bei Lepri eine große Künstlergesellschaft getroffen hätte, unter ihnen war auch Swanow,\*) der Maler des zukünftigen Bildes „Johannes der Vorläufer predigt in der Wüste.“ Russische

---

\*) Alexander Swanow (1806—1858), arbeitete mehr als 25 Jahre an seinem Hauptwerk: „Die Erscheinung des Messias im Volke“, siedelte, ohne die Malaria zu fürchten, in die ödesten Ortschaften der Campagna, um die Wüste mittels hingebender Naturstudien kennen zu lernen, und besuchte jeden Samstag die Synagoge, wo er die ausgeprägtesten Jüden gesichter zwecks Modell für sein Bild zu skizzieren suchte.

Künstler foppen ihn halblaut, sagen, daß er ganz in den Pontinischen Sümpfen stecken geblieben sei und noch immer nicht so einen malerischen, trockenen Stamm, mit Wurzeln über der Erde fand, wie er ihn für den Hintergrund seines Bildes haben muß; dagegen haben die Deutschen nicht Lob genug für ihn. In dem Café Greco traf er außerdem Gogol an, wie dieser, recht nett herausgeputzt, beim Mittagessen pikante ukrainische Anekdoten erzählte. Das Bemerkenswerteste aber, dem er zuerst bei der Einfahrt in die ewige Stadt bei der Kuppel des heiligen Petrus und bei dem riesigen Kolosseum begegnete, das war die Cacha, grazios und feurig, so wie sie im Volke lebt, und nicht so affektiert und geschminkt, wie wir sie auf der Bühne sehen. „Stelle dir vor,“ schreibt er, „daß die berühmte Taglioni nur die Kopie einer Kopie dieses Originals ist, das ich auf der Straße in Rom gratis gesehen habe.“ Doch wozu Auszüge aus dem Briefe machen, wenn ich Ihnen den Brief im Original senden kann. Aber auch für sich selbst werden Sie dort etwas Interessantes zu lesen haben. Der Arme denkt noch immer an die Tarnowskys. Sie sehen sie oft, sagen Sie mir bitte, ob sie mit ihrem Askulap auch glücklich ist? Sollte sie glücklich sein, so sagen Sie ihr nichts von unserem Freund, trüben Sie nicht ihren ruhigen Hausfrieden durch unnütze Erinnerungen; wenn sie es nicht ist, so sagen Sie ihr, daß unser Freund Sternberg, das edelste Wesen in der Welt, sie noch heute liebt, so innig und zärtlich, wie er sie früher liebte. Das wird vielleicht ihren Kummer versüßen. Der Mensch mag noch so sehr leiden, mag noch so große Prüfungen ertragen, wenn er nur ein wohlwollendes herzliches Wort hört, ein Wort des aufrichtigen Mitleids von einem fernen, unwandelbaren

Freund, so vergißt er wenigstens für eine kurze Stunde, für eine Minute seinen bedrückenden Kummer, und er wird vollkommen glücklich, und eine Minute vollen Glückes erlegt, so sagt man, unendliche Jahre schwerster Leiden.

Sie werden beim Lesen dieser Zeilen lachen, mein vergötterter Freund, und werden vielleicht denken, ob ich irgendeine Prüfung erleide, wenn ich so schön über Prüfungen rede. Nein, ich versichere Sie vor Gott, ich habe keinen Kummer, nur ist mir traurig geworden, so ohne eigentlichen Grund. Ich bin doch vollkommen glücklich, und kann es denn anders sein, wenn ich solche Freunde, wie Sie und den lieben, unvergeßlichen Wili habe?

Nicht vielen Menschen wird ein solch süßes Los beschied, wie es mir zuteil geworden ist, und wenn Sie nicht gewesen wären, so wäre die blinde Göttin an mir vorübergeeilt; aber sie hielten sie beim armen, verwahrlosten Gassenbuben auf. O Gott, o Gott, ich bin so glücklich, so grenzenlos glücklich, daß es mir vorkommt, als müßte ich an dem großen, vollen Glück ersticken, ersticken und zugrunde gehen. Es muß unbedingt ein Malheur, wenn auch nur ein kleines, kommen; denn überlegen Sie nur selbst: was ich nur denke, was ich nur wünsche, — alles gelingt mir. Alle lieben mich, alle sind mir zugetan, von unserem großen Maëstro angefangen, und seine Liebe allein, so dünkt mich, genügt zum vollkommenen Glück.

Er kommt oft zu mir, manchmal speist er sogar bei mir zu Mittag. Sagen Sie mir nur, konnte ich damals von einem so großen Glück träumen, als ich ihn zum ersten Male bei Ihnen hier in diesem Hause sah? Viele, sehr viele Würdenträger-Höfherren erfreuen sich eines solchen Glückes nicht, wie ich es, der unbekannte Arme,



genieße. Gibt es in der Welt einen Menschen, der mich nicht beneidete?

Sagen Sie mir jetzt, was mir noch nach alledem fehlt? Sie, nur Ihre Anwesenheit fehlt mir noch. Ach, werde ich noch diesen freudigen, großen Augenblick erleben, da ich Sie, meinen leiblichen, herzlichen Freund werde umarmen können? Wissen Sie, wenn Sie mir nicht geschrieben hätten, daß Sie zu Ostern kämen, so würde ich Sie vergangenen Winter unbedingt besucht haben; aber es scheint, daß die Heiligen im Himmel mir mein irdisches Glück neideten und dieses freudige Wiedersehen nicht zugaben.

Aber trotz meines vollen Glücks ist es mir manchmal so unerträglich traurig zumute, daß ich nicht weiß, wo ich vor diesem erdrückenden Gram hin soll. In diesen schrecklich langen Momenten hat nur meine bezaubernde Schülerin einen wohlthuenden Einfluß auf mich. Wie gern würde ich ihr dann mein qualerfülltes Herz austun, zerfließen in Tränen, schmelzen vor ihr! . . . Aber das würde ihre Jungfräulichkeit beleidigen, und ich werde mir eher den Kopf an der Wand zerschellen, bevor ich irgendeine Frau, um wieviel mehr sie, diese wunderschöne, engelreine Jungfrau beleidigen lasse.

Ich glaube, Ihnen schon vorigen Herbst von meiner Absicht geschrieben zu haben, von ihr eine Bestatin als Pendant zur fleißigen Schülerin zu malen. Aber im Winter war es schwer, eine Lilie oder eine weiße Rose zu bekommen, besonders aber störte mich der unaussprechliche Seefadett; jetzt sind diese Hindernisse beseitigt, und ich gedenke neben meiner Beschäftigung, das heißt neben der Konkurrenzarbeit, meinen Herzenswunsch in Erfüllung zu bringen. Dies ist umso leichter

auszuführen, als meine Konkurrenzleistung nicht kompliziert ist, nur drei Personen: Joseph deutet seinen Mitgefangenen, dem Mundschent und dem Speisemeister, ihre Träume. Ein altes, abgebrauchtes Thema, desto mehr Mühe muß man sich geben, um es gut zu bearbeiten, das heißt zu entwerfen. Mechanische Arbeit ist nur wenig dabei, und bis dahin habe ich über drei Monate Zeit. Sie schreiben mir von der Wichtigkeit dieser vielleicht schon letzten Konkurrenzarbeit und Sie raten mir, sie möglichst fleißig zu studieren, mich tief, wie Sie sagen, in sie zu versenken. Das ist alles sehr schön, und ich bin auch von der Notwendigkeit all dessen vollkommen überzeugt. Aber, mein einziger Freund, — ich fürchte mich, es auszusprechen: Die Vestalin beschäftigt mich mehr und mehr. Die Konkurrenzarbeit steht an zweiter Stelle, hinter der Vestalin, und so sehr ich auch bemüht bin, sie in den Vordergrund zu rücken, es geht doch nicht, — sie tritt immer zurück, und ich weiß nicht, was das bedeuten soll! Ich denke zuerst die Vestalin zu beenden; ich habe sie schon lange begonnen. Wenn ich sie fertig habe, sind meine Hände frei; dann gehe ich ungezwungener an die Konkurrenzarbeit.

Wettbewerb! Ich ahne irgend etwas Schlimmes bei dieser Arbeit. Woher kommt mir dieses fatale Vorgefühl? Sollte ich sie nicht bis zum nächsten Jahre aufschieben? Aber ein verloren Jahr, wodurch läßt sich der Verlust ersetzen? Durch einen sicheren Erfolg? Wer bürgt mir für diesen Erfolg? Nicht wahr, ich bin krank. Ich bin auch wirklich ein wenig so . . . wie nicht recht bei Sinnen, ich werde dem „Methaphysikus“ von Chemnitzer\*) ähnlich. Um

---

\*) Russischer Dichter (1745—1784), schrieb Fabeln und Romane.

Gottes willen kommen Sie und stärken Sie wieder meine ermattende Seele!

Aber was ich doch für ein gewissenloser Egoist bin! Mit welchem Recht fordere ich Sie denn zur Hierherreise auf? Um welcher vernünftigen Idee willen sollen Sie Ihre Arbeit und Ihre Pflichten verlassen und tausend Werst\*) fahren, nur um einen Halbidioten zu sehen?

Weg, unwürdige Feigheit! Kindereien, nichts mehr, und ich bin schon, Gott sei Dank, zum Wettbewerb um die erste goldene Medaille zugelassen! Ich bin schon bald ein fertiger Mann! . . . Nein, nein, ich bin ein Künstler, der eben erst seine, vielleicht sehr glänzende, Laufbahn beginnt. Ich schäme mich vor Ihnen und vor mir selbst. Wenn Sie also kein dringendes Bedürfnis haben, so kommen Sie nicht in die Hauptstadt; wenigstens so lange nicht, bis ich meine Konkurrenzarbeit und meine liebliche Bestalin beendet habe. Und wenn sie dann, das heißt zur Ausstellung kommen sollten, o, dann wird meine Freude, mein Glück kein Ende haben. Noch einen seltsamen, beständigen Wunsch habe ich: ich wünschte mir so sehr, daß Sie auch im Vorübergehen das Modell meiner Bestalin, das heißt meine Schülerin, sich ansähen. Nicht wahr, was für ein seltsamer, lächerlicher Wunsch? Ich wollte sie Ihnen gern als die beste, schönste Schöpfung der göttlichen Natur zeigen und auch deswegen, (o, welcher Egoist bin ich!) weil ich zur moralischen Verschönerung dieses wunderbaren Wesens beitrug, indem ich sie lesen lehrte. Nicht wahr, ich bin unendlich egoistisch? Aber, im Ernst, die Schrifstkunde verleiht ihr wirklich einen ganz

---

\*) Die Werst = Wegmaß, ungefähr  $\frac{1}{6}$  einer deutschen Meile.

besonderen Reiz. Sie hat nur einen, übrigens sehr kleinen Fehler, und auch diese Unvollkommenheit bemerkte ich un-  
länglich: sie liest nicht gern, wie mir scheint. Und die Tante  
hat schon lange aufgehört, über ihre schriftkundige Pascha  
in Entzücken zu geraten.

Nach den Feiertagen gab ich ihr „Robinson Crusoe“  
zu lesen. Was glauben Sie? Während des ganzen Mo-  
nats hatte sie ihn kaum bis zur Hälfte gelesen. Ich ge-  
stehe Ihnen, daß diese Gleichgültigkeit mich sehr unange-  
nehm berührte, so unangenehm, daß ich schon bereute, sie  
lesen gelehrt zu haben. Natürlich sagte ich es ihr nicht,  
sondern ich dachte es mir nur; und sie, als ob sie meine  
Gedanken belauscht hätte, las den nächsten Tag das Buch  
zu Ende und abends beim Tee erzählte sie der gleich-  
gültigen Tante das unsterbliche Werk von Defoe mit solch  
ungeheuchelter Begeisterung und mit solchen Einzelheiten,  
daß ich meine Schülerin dafür am liebsten abgeküßt hätte.  
In dieser Hinsicht finde ich bei mir und bei ihr viel Ge-  
meinsames. Mich befällt manches Mal eine solche starre  
Gleichgültigkeit, daß ich vollkommen untauglich zu etwas  
bin, aber solche Anfälle dauern bei mir, Gottlob nicht  
lange. Sie wurde aber neulich, was mir unbegreiflich ist,  
seit der Abreise des unruhewollen Seefadetten auffallend  
bescheidener, melancholischer, und gleichgültiger der Lek-  
türe gegenüber. Sollte sie? . . . Doch nein, das kann nicht  
sein; der Seefadett ist so antipathisch und hat ein so rohes  
Wesen, daß er ein noch so derb empfindendes Weib kaum  
zu interessieren vermöchte. Nein, das ist Unsinn. Sie grü-  
belt nach und wird deshalb apathisch, weil sie im zutreffen-  
den Alter ist, wie es die Psychologen versichern.

Ich langweile Sie mit meinem wunderschönen

Modell und meiner Schülerin! Sie werden am Ende glauben, daß ich ihr nicht gleichgültig bin. Und es kommt wirklich darauf hinaus: sie gefällt mir ungemein, aber als etwas Nahes, Verwandtes, gleichsam als zarteste leibliche Schwester.

Doch genug davon. Außer von ihr habe ich Ihnen derzeit von nichts mehr zu schreiben. Von der Konkurrenzarbeit ist noch nichts zu schreiben, kaum daß der Untergrund aufgetragen ist, und auch nach ihrer Beendigung werde ich Ihnen nicht darüber schreiben. Ich möchte, daß Sie davon in der Zeitung lesen, und noch mehr, daß Sie sie selbst sähen. Ich spreche mit solcher Gewißheit, wie wenn schon alles fertig wäre, es bleibt nur übrig, die Medaille aus den Händen des Präsidenten zu nehmen und die Lobposaunen zu hören.

Kommen Sie, mein unvergeßlicher, herzlichster Freund! Ohne Sie wird mein Triumph nicht vollkommen sein, deshalb nicht vollkommen, weil Sie der einzige Urheber meines gegenwärtigen und zukünftigen Glückes sind.

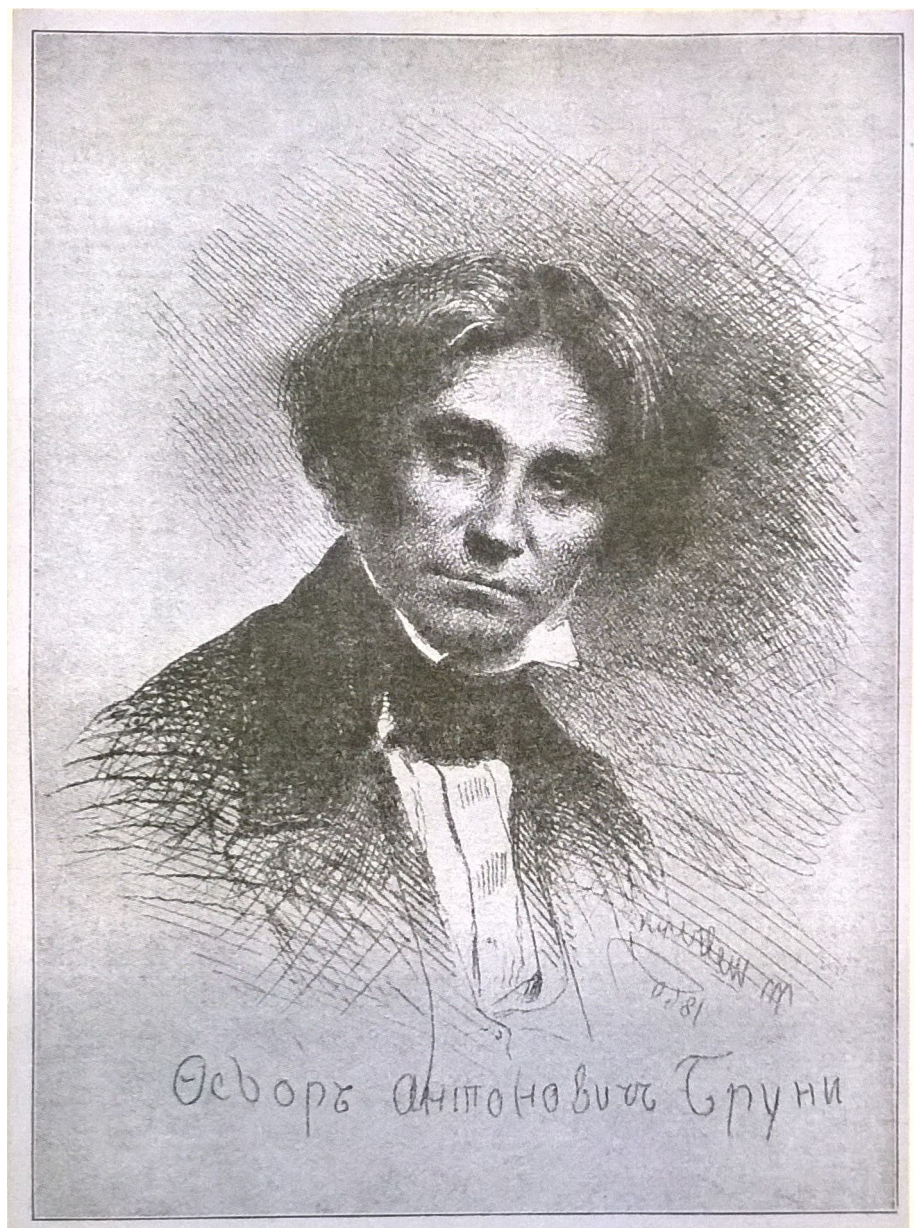
Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich verspreche nicht, Ihnen bald zu schreiben. Leben Sie wohl!“

---

Aus diesem weitſchweifigem Briefe meines geliebten Künſtlers erſah ich vor allem, daß der Unglückliche, ohne es zu merken, ſich bis über die Ohren in ſeine ſchöne, rührige Schülerin verliebt hatte. Das iſt natürlich, gut und ſogar nötig, um ſo mehr bei einem Künſtler, denn ſonſt wird ſein Herz über den akademiſchen Studien ſchwarz. Die Liebe iſt lebensſchaffendes Feuer im Herzen des Menſchen, und alles, was er unter dem Einfluß dieſes göttlichen Gefühles ſchafft, trägt den Stempel des Lebens und der Poeſie. Das wäre ja nun alles recht ſchön, wenn nicht dieſe, wie Ribelt\*) ſie nennt, „Feuerſeelen,“ in der Liebe erſtaunlich wahllos wären. Es kommt manchmal vor, daß einem wahren und begeisterten Verehrer des Schönen ein moralisch ſo widerwärtiger Abgott zuerteilt wird, daß höchſtens nur der Rauch des Küchenherdes für ihn paßte. Der einfältige Künſtler aber umgibt ihn mit Weihrauch. Nur wenigen, ſehr wenigen dieſer Feuerſeelen ſchritt die Harmonie zur Seite. Von Sokrates und Bergheim an bis auf unſere Tage immer dieſelbe widrige Ungereintheit im Alltagsleben. Zum größten Unglück verlieben ſich dieſe Feuerſeelen gar nicht nach Huſarenweiſe, ja, noch ſchlimmer als ein gewöhnlicher Infanteriſt, nämlich fürs ganze Leben. Das iſt es, was ich nicht verſtehen kann! Und was ich für meinen Freund befürchte? Auch er kann, nach dem Beiſpiel der Genies, ſeine zarte, empfängliche Seele einem Teufel im Frauenrock unterwerfen. Und er kann noch von Glück ſagen, wenn er wie Sokrates

---

\*) Karl Ribelt (1808—1875), namhafter polniſcher Schriftſteller.



**Taras Schewtschenko: Porträt des Professors Bruni.**  
Nach einer Radierung aus dem Jahre 1860.

oder Pouffin seine Hausfurie mit einem Witz sich vom Halse zu schaffen versteht, und seines Weges geht, doch andernfalls, — lebe wohl Wissenschaft und Kunst, lebe wohl Poesie und alles Reizvolle im Leben, lebe wohl auf immer! Das Gefäß ist zertrümmert, das teure Chrysam vergossen und mit Rot vermengt, und die hellstrahlende Leuchte des ruhigen, künstlerischen Lebens erlosch vor dem giftigen Hauch der häuslichen Natter. O, wenn diese Weltleuchten des Familienlebens entbehren könnten, wie wunderschön wäre das! Wie viel schöne Werke würden dann in diesem häuslichen Abgrund nicht untergehen und der Menschheit zur Erbauung und zum Genuß erhalten bleiben! Aber es scheint, daß der Genius ebenso wie unseresgleichen des häuslichen Herdes und des Familienkreises unbedingt bedarf. Vermuthlich deshalb, weil die Seele, die alles Hohe und Schöne in Natur und Kunst empfindet und liebt, nachdem sie sich an der bezaubernden Harmonie erfreut hat, der Erholung bedarf; und diese süße Beruhigung kann nur im Kreise der Kinder und einer guten, liebenden Frau gedeihen. Glücklich, hundertmal glücklich der Mensch und der Künstler, dessen Leben mit solchem Unrecht prosaisch genannt, von der holden Muse der häuslichen Harmonie beschattet wird! Sein Glück ist grenzenlos, wie die Seligkeit Gottes.

Betreffs meiner Beobachtungen hinsichtlich des Familienglücks habe ich noch zu sagen: Meine Bemerkung bezieht sich auf alle Menschen, besonders auf die begeisterten Verehrer alles Guten und Schönen in der Natur; eben diese Armen fallen ihrem vergötterten Idol, — der Schönheit, — zum Opfer. Man darf ihnen das nicht verübeln, da die Schönheit überhaupt, und besonders die



Frauenschönheit auf sie einen alles zerstörenden Einfluß ausübt.

Wozu aber spreche ich von den Schönheiten, die unsere Herzen, auch mein Herz, zerreißen? Wohl meinem Freund zur Erbauung. Aber, ich glaube, diese Lehre ist für ihn überflüssig, denn sein Bestatin ist, wie weit ich es aus seinen Beschreibungen schließen konnte, kaum fähig, tiefer ins Herz eines Künstlers einzudringen, der, wie mein Freund, so herrlich alles Erhabene, Schöne in der Natur empfindet und auffaßt. Sie muß eine scharfsichtige, stuh-nasige Schelmin sein, etwa auf dem Standpunkt einer Nähmamsell oder einer flinken Kammerzofe, und solche sind keine Seltenheiten und auch weiter nicht gefährlich.

Dagegen sind Personen wie diese aalglatte Tante auch nicht selten, aber ungemein gefährlich. So süß er sie auch schildert, sie erinnert mich doch an die Gevatterin bei Gogol, die einem Heiratslustigen auf seine Frage, ob sie ihn verheiraten wolle, antwortet: „Och, mein Täubchen! Und zwar so geschickt, daß du's nicht einmal merkst.“ Mein Freund hat natürlich mit dem Helden bei Gogol nichts Gemeinsames, und in dieser Hinsicht befürchte ich für ihn fast nichts. Das Feuer der ersten Liebe brennt zwar heißer, aber auch desto kürzer. Doch andererseits, wenn ich's mir recht überlege, darf man nicht ganz ohne Furcht sein, denn diese merkwürdigen Heiraten ohne es zu „merken“ kommen oft nicht nur bei verständigen, sondern gar bei vorsichtigen Menschen vor, meinem Freund traue ich aber nicht viel Vorsicht zu, das ist nicht des Künstlers Tugend. Jedenfalls schrieb ich ihm einen Brief, aber nicht voll Moralspredigten. Gott bewahre mich vor solchen Ermahnungsepi-steln! Ich schrieb ihm wie ein Freund, offen, was ich befürchte, und

was er zu befürchten hat; ich zeigte ihm ohne Umschweife das liebe Tantchen, als die wichtigste und gefährlichste Falle. Aber ich erhielt darauf keine Antwort, es gefiel ihm wahrscheinlich nicht. Ein schlechtes Zeichen, dachte ich mir; aber es ist auch möglich, daß er im Laufe des Sommers mit seiner Konkurrenzarbeit beschäftigt war, also kein Wunder, daß er meines Briefes vergessen konnte. Aber der Sommer, sowie auch der September und Oktober, vergingen ohne ein Wort von meinem Freund. Ich lese in der „Přtšela“\*) eine flott geschriebene Kritik der Ausstellung, wahrscheinlich von Kukulnič.\*\*\*) Die „Bestalin“ meines Freundes lobt man über die Maßen, aber von der Konkurrenzarbeit kein Wort.

Was soll das bedeuten? Sollte sie ihm nicht gelungen sein? Ich schrieb ihm wieder einen Brief und bat, dieses hartnäckige Schweigen zu erklären, wobei ich der Konkurrenzarbeit und überhaupt seines Schaffens mit keinem Worte erwähnte, weil ich aus Erfahrung weiß, wie unangenehm es ist, auf die Frage eines Freundes, wie die Arbeit gehe, zu antworten, wenn die Arbeit schlecht geht. Nach zwei Monaten erhielt ich eine Antwort, lakonisch und total unverständlich. Als ob er fürchtete oder sich schämte, offen das zu sagen, was ihn quälte, und ihn quälte etwas Schrecklich. Unter anderem deutet er in diesem Brief irgendeinen Mißerfolg an (wahrscheinlich bezüglich der Konkurrenzarbeit, die ihn, wie er sich äußert, bald ins Grab getrieben hätte) und schreibt, daß, wenn er noch auf der Welt existiert, er dies nur seinen guten Nachbarn zu

---

\*) D. h. Blene, eine Tageszeitung, von Bulgarin herausgegeben, die über die Maßen Zar Nikolaus I. und dem Hof schmeichelte.

\*\*) (1809–1868) namhafter russ. Dramen- und Romanschriftsteller.

verdanken habe, die den lebhaftesten und herzlichsten Anteil nahmen, daß er jetzt fast nichts arbeite, an Körper und Seele leide und nicht wisse, wie das enden solle.

Ich hielt das alles natürlich für eine Übertreibung. Dies kommt bei jungen, empfänglichen Leuten vor: sie machen stets aus einer Mücke einen Elefanten. Aber mich beunruhigte doch etwas, und ich wollte irgend etwas Ausführliches über seine Lage erfahren. Aber wie? Bei wem? Vom ihm selbst würde ich das Gewünschte nicht erfahren. Ich wandte mich nun an Michailow und bat ihn, er möge mir alles, was er von meinem Freund wisse, schreiben. Der verbindliche Michailow ließ auf seinen originellen und offenherzigen Brief nicht lange warten. Er schrieb mir folgendes:

---

„Dein Freund, Bruder, ist ein Narr, und was für ein Narr! Solange die Welt besteht, gab es keinen so absonderlichen Narren. Ihm, so höre, gelang die Konkurrenzarbeit nicht, was machte er nun vor Verzweiflung? Du wirst es sicher nicht erraten: er verheiratete sich, so wahr mir Gott helfe! Und weißt du mit wem? Mit seiner Bestalin, und noch dazu in schwangerem Zustand. Das ist ein Heiden Spaß: eine schwangere Bestalin! Und wie er selbst sagt, war es eben die Schwangerschaft, die ihn bewog, zu heiraten. Aber glaube ja nicht, er selbst wäre der Urheber dieser Sünde, o nein! Das Vieh von Seefadett hat Unfug angerichtet; sie gestand es selbst. Der wackere Seefadett beging das Übel und fuhr ab nach Nikolajew, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Und dein großherziger Narr, — blaff — wie ein Hahn in die Kohl-

Suppe.\*) „Wo soll sie jetzt hin, wer nimmt sie jetzt auf,“ sagte er, „wenn sie ihre leibliche Tante aus dem Hause jagt?“ Er nahm sie bei sich auf. Nun sage mir, ob du noch einen solchen Narren auf dieser Welt gesehen hast? Sicherlich hast du noch nicht einmal von einem solchen gehört. Man muß gestehen: eine beispiellose Großmut, oder besser, eine beispiellose Dummheit! Das ist noch nichts, das Lächerlichste kommt erst: er malte nach ihr seine Bestalin . . . schwanger, aber wie malte er sie! Eine Bonna, sag ich dir. Eine solche naive, unschuldige Anmut sah ich noch niemals, weder im Bild noch in der Natur. Bei der Ausstellung ging die Menge nicht von der Bestalin weg. Sie machte beim Publikum so viel Furore wie, wenn du dich dessen entsinnst, *Tyrannows\*\*)* „Mädchen mit der Trommel.“ Ein herrliches Werk! Selbst Karl Pawlowitsch blieb sehr oft lange vor ihm stehen, und das will doch etwas sagen. Irgend ein Würdenträger kaufte es und bezahlte es teuer. Kopien und Reproduktionen von ihm befinden sich in allen Kunsthandlungen und an allen Straßenecken. Mit einem Wort: ein voller Erfolg, und er, der Narr, heiratete! Dieser Tage war ich bei ihm und bemerkte eine gewisse, unangenehme Veränderung. Es scheint mir, daß ihn die Tante in der Hand hat. Bei Karl Pawlowitsch ist er nie, wahrscheinlich schämt er sich. Er begann nach seiner Frau und seinem, vielmehr nicht seinem, Sohn eine Madonna mit dem Kind zu malen, wenn er das so ausführt, wie er es begonnen hat, so wird es die „Bestalin“ übertreffen. Die Züge sind bei Mutter und Kind staunenswert schön.

---

\*) Russische Redensart.

\*\*) Alexej Tyrannow (1808—1859), russ. Porträtmaler.

Ich staune, daß ihm die Konkurrenzarbeit mißlingen konnte! Ich weiß nicht, ob man ihn, als Verheirateten, das nächste Jahr zum Wettbewerb zulassen wird; ich glaube kaum. Das ist alles, was ich dir von deinem unverständigen Freund mitteilen kann. Unser Karl Pawlowitsch ist nicht ganz gesund, im Frühjahr will er die Arbeit in der Isaaks-Kathedrale anfangen. Dein Michailow.“

Eine unsägliche Traurigkeit befiel mich nach der Lektüre dieses schlichten, freundlichen Briefes. Ich sah, daß die strahlende Zukunft meines Freundes, meines Lieblings, schon ihr Ende erreicht hatte, in der Blüte seines helleuchtenden Ruhmes, aber es war schon zu spät, dem Übel vorzubeugen. Als Mensch handelte er sehr unvernünftig, aber im höchsten Grade edel. Wenn er ein gewöhnlicher Maler, ein Handwerker wäre, so würde dieser Vorfall auf seine Arbeit keinen Einfluß haben, aber auf einen echten und feurigen Künstler kann dieser Einfluß verderblich werden. Schon selbst der Verlust der Hoffnung, auf Kosten der Regierung ins Ausland geschickt zu werden, genügt, um die stärkste Energie zu brechen. Und er kann jetzt gar nicht daran denken, auf eigene Kosten das Ausland zu besuchen. Selbst wenn ein anstrengendes Arbeiten ihm Geldmittel verschaffen sollte, so würden ihm Frau und Kinder diese dürftigen Mittel aufzehren, bevor er an Rom und dessen unsterbliche Wunder wird denken können. Ja, so ist's.

Italien, du glücklich Land,  
Wohin mit Sehnsucht im Gemüt  
Begeisterung, die junge, zieht,  
Zu schau'n ihr Eden frohgeahnt! . . .


Dieses glückliche Zauberland ist meinem Freunde nun für immer verschlossen. Kaum, daß ihm irgend ein ungewöhnlicher Zufall die Thür zu diesem erträumten Eden öffnen wird; aber solche Zufälle sind sehr, sehr selten. ✓

Mein Freund hat dumm, staunenswert dumm über seine Zukunft verfügt. Es sind nun schon vierzehn Tage her, daß ich täglich den herzlichen Brief Michailows durchlese, und noch immer kann ich mich von der Wahrheit dieser unverzeihlichen Dummheit nicht überzeugen. Zudem will ich nicht daran glauben, mir kommt manchmal der Gedanke, selbst nach Petersburg zu fahren, um mich mit eigenen Augen von dieser häßlichen Wahrheit zu überzeugen. Wenn ich jetzt Ferien hätte, so würde ich mich nicht erst lange besinnen; aber zum Unglück ist jetzt Schulzeit, und wenn auch ein Fortgehen zu ermöglichen wäre, so doch höchstens für einen Monat, und was kann ich in der Hälfte dieser Zeit für meinen Freund wirken. So viel wie nichts; ich werde mit eigenen Augen kaum sehen, was ich nicht einmal im Traume sehen möchte. Nach langer Überlegung, und nachdem ich mich von dem ersten Eindruck erholt hatte, beschloß ich zu warten, was der alte „Saturn“\*) sagen wird, und unterdessen mit Michailow im ständigen Briefwechsel zu bleiben. Ich verlor jede Hoffnung auf seine Briefe, und die Hoffnung auf Michailows Briefe erfüllte sich auch nicht. Im Glauben an Michailow habe ich außer acht gelassen, daß sich gerade dieser Mensch zu einem dauernden Briefwechsel am allerwenigsten eignet, und daß ich die Tatsache, eine Antwort von ihm schneller, als ich erhofft, erhalten zu haben, als das achte Wunder ansehen

---

\*) = Die Zeit.

mußte, und von einem Brief in keinem Fall auf einen dauernden Briefwechsel schließen durfte. Was sollte ich tun? Ich irrte mich, und wer irrt sich nicht? Im ersten Eifer schrieb ich ihm einige Briefe, aber auf keinen erhielt ich eine Antwort. Dies hinderte mich jedoch nicht, ihm wieder zu schreiben, und je öfter, desto wärmer. Keine Silbe einer Antwort. Schließlich verging mir die Geduld, und ich schrieb ihm einen groben, kurzen Brief; dies wirkte endlich auf Michailow, und er sandte mir eine Antwort folgenden Inhalts:

„Ich wundere mich, wie dir Geduld, Zeit und Papier zu deinen höchst lächerlichen, um nicht zu sagen dummen, Briefen hinreicht. Und von wem schreibst du? Von einem Narren! Ist er denn dessen wert, daß man über ihn nachdenkt, geschweige denn von ihm schreibt, und noch dazu so lächerliche Briefe wie die deinigen. Spucke auf ihn, ein verlorener Mensch, nichts weiter; und um dich zu erfreuen, füge ich noch hinzu: er hat angefangen, in Gemeinschaft mit seiner lieben Frau und seinem, wie er sich ausdrückt „Mütterchen“, zu trinken. Zuerst verfertigte er nur Kopien von seiner „Bestalin“ und deren so viele, daß sie selbst auf dem Trödelmarkt niemand mehr haben.  All, dann begann er Lithographien für Kunsthandlungen zu malen, und jetzt weiß ich nicht, was er treibt, er malt wahrscheinlich Porträte, einen Rubel pro Kopf. Man sieht ihn nicht, er verkroch sich in die zwanzigste Linie. Um dich zufrieden zu stellen ging ich vorige Woche auf die Suche nach ihm. Raum fand ich seine Wohnung beim Smolenskij-Friedhof. Ihn selbst traf ich nicht an; seine Frau sagte, er sei zu einem Beamten zur Modellierung gegangen. Ich ergözte mich an seiner unvollendeten Madonna und,

weißt du was, mir wurde leid um ihn; weshalb, drängt sich einem da die Frage auf, mußte er zugrunde gehen? Als ich ihn vergebens erwartete, ging ich fort, ohne der Frau Adieu zu sagen: sie kam mir so abscheulich vor.

Karl Pawlowitsch begann trotz seiner Krankheit die Arbeit in der Isaaks-Kathedrale. Die Ärzte raten ihm, die Arbeit bis zum nächsten Jahr zu lassen, und den Sommer über ins Ausland zu gehen, aber er will sich von der begonnenen Arbeit nicht trennen. Warum kommst du nicht nach Petersburg, wenn auch nur für kurze Zeit, um die Wunder unseres Wundertäters Karl Pawlowitsch zu sehen und dabei könntest du an deinem Toren deine Freude haben. Du hast doch auch sicher geheiratet, nur willst es nicht gestehen. Schreibe mir nicht mehr, denn ich werde nicht antworten. Leb wohl! Dein Michailow.“

---

Mein Gott! Konnte denn wirklich diese einzige Ursache, diese unglückliche Heirat, so plötzlich, so schnell den genialen Jüngling vernichten? Gab es keine andere Ursache mehr? Traurige Heirat!

Mit Ungeduld erwartete ich die Ferien. Endlich waren die Prüfungen zu Ende, ich nahm Urlaub und auf nach Petersburg! Karl Pawlowitsch traf ich nicht mehr in Petersburg. Auf den Rat der Ärzte hin verließ er die Arbeit und fuhr nach Madeira. Mit großer Mühe fand ich Michailow. Dieses Original hatte nie eine ständige Wohnung, er lebte stets frei wie ein Vogel. Ich begegnete ihm auf der Straße, er ging mit dem verwegenen See-



fadetten, der jetzt schon Leutnant ist, Arm in Arm. Ich weiß nicht recht, wieso er sich plötzlich in Petersburg eingefunden hat. Ich konnte diesen Menschen nicht anschauen. Nach der Begrüßung nahm ich Michailow zur Seite und fragte ihn nach der Adresse meines Freundes. Michailow brach zuerst in ein Gelächter aus und sagte dann, sein Lachen mit Mühe zurückhaltend und sich an den Seefadetten wendend:

„Weißt du auch, nach wessen Wohnung er fragt? Nach der seines Lieblings N. N.“

Und er lachte wieder. Der Seefadett sekundierte ihm, aber gezwungen. Michailow ärgerte mich mit seinem unschicklichen Lachen, endlich aber besann er sich und sagte:

„Dein Freund lebt jetzt in einer warmen Wohnung auf der siebenten Werst.\*) So höre, man ließ ihn zum Wettbewerb nicht zu, und er, ohne lange nachzudenken, wurde verrückt, und fort an den warmen Ort. Ich weiß nicht, ob er noch lebt.“

„Ich nahm, ohne Michailow noch zu grüßen, einen Wagen und fuhr schnell zum Spital „Aller Leidenden.“ Man ließ mich nicht zum Kranken, weil er eben einen Todessuchtsanfall hatte. Am zweiten Tag sah ich ihn, aber wenn mir der Krankenwärter nicht gesagt hätte, daß es der und der Künstler sei, ich allein hätte ihn nicht erkannt: so sehr veränderte ihn der Wahnsinn. Er erkannte mich natürlich auch nicht, hielt mich für irgendeinen Römer aus dem Bild Pinellis,\*\*) brach in ein Gelächter aus und ging von

---

\*) Lokale Bezeichnung für die Petersburger Irrenanstalt.

\*\*) Bartolomeo Pinelli, italienischer Maler, Bildhauer und Graveur (1781—1835).

der vergitterten Thür fort. Mein Gott! Welch eine traurige Erscheinung — ein vom Wahnsinn entstellter Mensch! Ich konnte nicht länger als eine Minute auf dieses traurige Bild sehen, nahm Abschied vom Krankenwärter und kehrte in die Stadt zurück; aber mein unglücklicher Freund ließ mich nicht ruhen, weder in der Akademie, noch in der Eremitage, noch im Theater, mit einem Wort nirgends. Sein schreckliches Bild verfolgte mich überall, und nur das tägliche Besuchen des Spitals „Aller Leidenden“ löschte allmählich den ersten, fürchterlichen Eindruck aus. Sein Wahnsinn wurde mit jedem Tage schwächer, dafür aber nahmen auch die physischen Kräfte rasch ab; zuletzt vermochte er nicht mehr, sich vom Bett zu erheben, und ich konnte ruhig zu ihm ins Zimmer kommen. Manchmal schien er zu sich zu kommen, aber er kannte mich immer noch nicht. Einst besuchte ich ihn am frühen Morgen; die Morgenstunden waren für ihn erträglicher. Ich fand ihn vollkommen ruhig, aber so erschöpft, daß er kein Glied rühren konnte. Lange sah er mich an, wie wenn er sich auf etwas besänne. Nach einem langen, nachdenklichen, vernünftigen Blick sprach er kaum hörbar meinen Namen aus, und Tränenströme brachen aus seinen klar gewordenen Augen hervor.

Das stille Weinen wandelte sich in Schluchzen, in so herzerreißendes Schluchzen, wie ich's noch nie von einem Menschen hörte und auch in Zukunft nicht hören möchte. Ich wollte ihn verlassen, aber er hielt mich mit Gebärden zurück. Ich blieb. Er streckte die Hand aus, ich nahm sie und setzte mich neben ihn. Das Schluchzen legte sich nach und nach, nur Tropfen großer Tränen rollten unter den gesenkten Wimpern hervor. Es vergingen noch einige Mi-

nuten, er beruhigte sich vollkommen und schlummerte ein. Ich befreite meine Hand behutsam und ging hinaus in fester Hoffnung auf seine Genesung. Am nächsten Morgen komme ich wieder früh ins Spital und frage den ersten Wärter, dem ich begegnete: „Wie geht's mit dem Kranken?“ Und der Wärter antwortete mir: „Ihr Kranke, Ew. Gnaden, ist schon im Leichenhaus; gestern früh schlief er ein und wachte nicht mehr auf.“

Nach dem Begräbnis blieb ich noch einige Tage in Petersburg, ich weiß nicht weswegen. Einmal traf ich mit Michailow zusammen. Er erzählte zuerst, wie er gestern den Seekadetten nach Nikolajew\*) begleitete und wie sie bei dem „Mittleren Schlagbaum“ zechten, dann kam das Gespräch auf den Verstorbenen, seine Witwe und zuletzt auf die unvollendete Madonna. Ich bat Michailow, mich in die Wohnung der Witwe zu führen, worauf er gern einging, weil er selbst Lust hatte, sich die unvollendete Madonna noch einmal anzusehen. In der Wohnung des Verstorbenen trafen wir nichts, was davon gezeugt hätte, daß hier irgend einmal ein Künstler gewohnt hat, nur das Reisbrett mit ausgetrockneten Farben, das jetzt das zer-  
schlagene Glas ersetzte, war das einzige Zeichen. Ich fragte nach der Madonna. Die Witwe verstand mich nicht. Michailow erklärte ihr, sie möchte ihm das Bild zeigen, das er unlängst bei ihr ansah. Sie führte uns ins andere Zimmer, und wir erblickten die Madonna; man hatte damit ein Loch in der alten Wandschirmtapete geflickt. Ich schlug der Witwe zehn Rubel für das Bild vor, sie ging gern darauf ein. Ich rollte meinen teuren Erwerb zu-

---

\*) Kriegshafen im russ. Gouvernement Cherson.

sammen und wir verließen die Witwe, die sich über die zehn Rubel freute.

Am nächsten Tag nahm ich Abschied von meinen Bekannten und verließ das nördliche Palmyra, wie es scheint für immer. Der unvergeßliche Karl Pawlowitsch lag bereits in Rom im Sterben. —

---

Von **Julia Virginia** sind ferner erschienen:

**Primitien**, 1903. Gedichte (vergriffen). Verlag  
Continent.

**Sturm und Stern**, 1905. Gedichte. Verlag  
Schuster & Loeffler.

**Tagebuchblätter** von Maria Bashkirtseff und  
Briefwechsel mit Guy de Maupassant, 1906.  
Verlag Seemann Nachf. 5. Auflage. (Über-  
tragung aus dem Französischen.)

**Frauenlyrik unserer Zeit**, 1907. Antho-  
logie. Verlag Schuster & Loeffler. 2. Auflage.

**Annette v. Droste-Hülshoff**, 1910. Elze-  
vierausgabe. Ausgewählte Gedichte. 2. Auf-  
lage.

**Taras Schewtschenko**, 1911. Ausgewählte  
Gedichte nach dem Ukrainischen. Xenien-Ver-  
lag, Leipzig.

---

Preßstimmen über

## **Taras Schewtschenkos Ausgewählte Gedichte**

Aus dem Ukrainischen von Julia Virginia

Mit einem Selbstporträt und sieben Gemälden Schewtschenkos

In Pappband: M. 2.—, in Reinleinen: M. 3.—

### **Berliner Tageblatt:**

Die Frankfurter Bildhauerin und Dich-  
terin Scheuermann, die unter dem Namen  
Julia Virginia schreibt und sich bereits bei der  
Herausgabe einer Anthologie sowie anderer biographischer  
Schriften als feinhörig erwiesen hat, bringt uns heute einen

merkwürdigen Menschen: den Nationaldichter der Ukraine T a r a s S c h e w t s c h e n k o. Dieser Mann ist 47 Jahre alt geworden, von denen er 24 Jahre Leibeigener war. 10 im Gefängnis zubrachte und nur 12 Jahre seiner Kunst leben durfte. Seine Lebensgeschichte, die die Übersetzerin uns bringt, ist anzuhören wie eine tragische Dichtung. Als Waise dem Kirchensänger seines Heimatdorfes überantwortet, der ein Trunkenbold ist, von der Stiefmutter mißhandelt, wird er erst Schafhirt, dann Lehrling bei dem Kirchenmaler des Dorfes, schließlich Burſche eines Kosaken. Endlich aber durfte er als Schüler in die Petersburger Kunstakademie eintreten. Und soviel hielten die Akademieprofessoren von dem jungen Hörigen, daß einer von ihnen ein Gemälde stiftete, das als Unterlage einer Lotterie benutzt wurde und die Summe von 10 000 Rubel ergab: genug, um den Jüngling aus der Leibeigenschaft loszukaufen. Nun begann ein glückliches Schaffen für ihn. Und jetzt fing er an, heimlich Gedichte zu machen. Er las in russischer Übersetzung die Bibel, Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller. 1840 gaben seine Freunde, trotz seinem Widerstreben, seine Gedichte heraus und brachten ihm einen unerhörten Erfolg. Seine Lieder wurden überall in der Ukraine gesungen, die Lieder, in denen er die Kosakenherrlichkeit besingt und die Unabhängigkeitskämpfe der Bauern schildert. Gefährlicheren Erfolg aber noch hatten die Gedichte, in denen er seine politischen Träume von der Vereinigung aller slawischen Völker austönen läßt. Die ganze Ukraine jubelte ihm zu, Adel und Bürgerschaft feierten ihn. Er selbst plant rastlos weiter. Eine Kunstakademie in Kiew will er gründen, die Leibeigenschaft aufheben, für Freiheit und Gleichheit kämpfen. Kein Wunder, daß man ihn verhaftet. Und dieses Geschick erreicht ihn gerade auf dem Höhepunkte seines Daseinsrausches, da ihm die Braut seines Freundes ihre Mitgift opfert, um ihm eine Reise nach Italien zu ermöglichen. Etwas hinreißend Suggestives muß in diesem Künstlermenschen gesteckt haben. Und wenn wir das Selbstporträt betrachten, das in ausgezeichnete Reproduktion dem Buche vorgegeben ist, so versteht man diese Macht. Eine kluge Stirn über dunklen melancholischen Augen und eine tiefe senkrechte Falte zwischen den Brauen. Schewtschenko wird in die Kirgisiensteppe verbannt, man verbietet ihm das Lesen, Schreiben, Malen und Dichten. Aber er fand als gemeiner Soldat in einer Strafkolonie dennoch die Möglichkeit, sich Bleistift und Papier zu verschaffen und seine

Poesien jahrelang unter der Schuhsohle zu bewahren. Man staunt, wenn man die Produktionen dieser Zeit liest, weil sie einen so milden, familienhaften Charakter tragen. Auch Gemälde sind entstanden und dem Büchlein beigegeben. Eine ganze Reihe Bilder, die ebenso warm und reizvoll zu uns sprechen, wie seine Gedichte. Erst unter Alexander II. gelang es, die Amnestie für den Dichter durchzusetzen. Aber er lebte nur noch drei Jahre. Er starb, kurz vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, für die er soviel getan hatte. Das Volk aber pilgert zu seinem Grabe und glaubt an ihn als einen Wundertäter. Julia Virginia hat sich mit der sorgsamsten Übertragung dieser Gedichte und mit der Zusammenstellung dieses ganzen Büchleins, das mit seinem hübschen Druck und den vielen interessanten Reproduktionen Schewtschenkofcher Gemälde ein sehr sympathisches Ganze bildet, ein wirkliches Verdienst erworben.

Anselma Heine.

---

### Frankfurter Zeitung:

Ein Dichterschicksal, wie es reich an Abenteuerlichkeiten und Seltsamkeiten im 19. Jahrhundert vielleicht nur noch in Rußland möglich war, spricht zu uns aus dem kleinen Bändchen ausgewählter Gedichte, das zum erstenmal in deutscher Sprache den kleinrussischen Nationaldichter Taras Schewtschenko vorführt. Schewtschenko (1814—1861), Maler, Dichter und Nationalheros seiner engeren Heimat, der Ukraine, hat bis zum 24. Lebensjahr als Leibeigner gelebt und weitere 10 Jahre in den Kirgisensteppen und am Aralsee in der Verbannung geschmachtet, in die ihn die allzu kühne politische Sprache seiner Dichtungen brachte. Nur wenige Jahre sind es, die dieser glühende Patriot als freier Mensch seinen dichterischen und Malstudien (bei dem russischen Geschichtsmaler Brülow in Petersburg) widmen konnte. Man muß diese biographischen und nationalen Eigentümlichkeiten kennen, um seiner Dichtung in ihrer ganzen Eigenart gerecht zu werden. Eine Übertragung dieser Gedichte ist bei ihrem ganz individuellen Charakter und bei der Distanz, die die russische von der deutschen Sprach- und Rhythmenbildung trennt, ein äußerst schwieriges Werk. Dennoch gibt Julia Virginia, die sich der schwierigen Aufgabe in dankenswerter Weise und mit dichterischem Gefühl unterzogen hat, in diesen Gedichten aus dem Ukrainischen viel von dem Geist der russischen, knapp ausdrucksvollen Sprechweise; so vor allem in dem charakteristischen, immer wiederkehrenden „Kolomjka-Vers“.

Die Auswahl, die aus den größeren Gedichtsammlungen und Dichtungen Schewtschenkos getroffen ist, gibt einen vielseitigen Überblick über sein Werk; eine Reihe von Reproduktionen der Radierungen und Gemälde Schewtschenkos schmücken das Büchlein, dessen Titelbild uns Schewtschenkos charakteristisches Selbstporträt, mit hoher Fellmütze, Schnauzbart und Pelz zeigt. Neben den langatmigeren historisch und politisch gefärbten Gedichten, wie „Kaukasus“, „Twan Pidkowa“ (ein Kosakenhetman des 16. Jahrhunderts) u. a., finden wir Sagen, Naturstimmungen eigenartigen Kolorits und Liebesgedichte. Von letzteren sei das charakteristische Gedicht „Wind, du wilder“ erwähnt, in dem die Volksphantasie das Mädchen als Holunderstrauch mit roten Beeren und bleichen Blüten auf dem Grabe des fernen Geliebten trauern läßt; der Holler oder Holunder spielt in vielen Gedichten Schewtschenkos eine Rolle.

... „Trag zum Liebsten meine Seele  
Dann auf deinem Flügel,  
Pflanze sie als roten Holler  
Auf den Grabeshügel!  
Leichter dem Verwaisten werde  
Fremder Erde Krume,  
Wenn sein Liebchen drauf sich wieget,  
— Eine zarte Blume!“

Auf allen Liedern liegt die Schwermut der kleinrussischen Steppe, der Schmerz um die ruhmreichere Vergangenheit der einst freien Dnepr-Kosaken, dazwischen ein trotziges Aufbäumen gegen die großrussische Herrschaft, einherstürmend wie der heimatliche Dnepr-Fluß, „der wilde, braußt durch Steppenlande.“ Nicht selten sprengt diese Empörung auch die Bande des Künstlerischen; oft sind die Verse nur noch ein sprudelndes Bekenntnis subjektiver Stimmungen, Leiden und Feindseligkeiten, unbekümmert um das Literarische, ja fast verächtlich gegen jede solche Fessel. So haben wir jedenfalls in diesen Gedichten ein interessantes kulturhistorisches, politisches und menschliches Dokument aus dunkler Zeit und dunklen Landen!

Dr. L. Ripke-Rühn.

### **Berliner Börsen-Courier:**

Ein Dichter ist uns eben zum Geschenk gemacht worden, ein Dichter, den viele Millionen verehren, brünstiger verehren und anbeten, als je bei uns der Größten einer verehrt wurde, und den wir bisher doch nicht kannten.



Wir, die wir auf unseren Besitz- und Genußanteil an den Literaturen aller Länder, aller Völker und Zeiten mit Recht so stolz sind. T a r a s S c h e w t s c h e n k o heißt dieser Dichter, der heute, genau fünfzig Jahre nach seinem Tode, für uns erst zu leben beginnt. Und nun erscheint, zum ersten Male, ein ganzer Band seiner Gedichte in einer der treuen Wahrung seiner Eigenart zustrebenden Übersetzung von Julia Virginia:

Eine schwere Aufgabe, Schewtschenkos Gedichte zu übertragen, von der Unzulänglichkeit der Sprache abgesehen. Eine spröde, in harter Mühe bewältigte Aufgabe, deren Lösung Dank verdient. Die Heldenlieder, die Rosakentapferteit und Hetmannsruhm preisen, haben natürlich ein vorwiegend nationales, die feurigen Anklagen gegen die inzwischen längst abgeschaffte Leibeigenschaft, neben dem Reiz politischer Lyrik, ein vorwiegend historisches Interesse. Aber ein rührend schlichtes, seiner Natur innig verwandtes Volk lernen wir in seinem Leben und Empfinden aus diesen „ausgewählten Gedichten“ kennen, lernen es kennen in seinem poesieumwobenen Aberglauben, in seinem Lieben und Hassen, ein weichmütig zartempfindendes Volk, dem die Schwerkraft zum Liebe wird. Ob das trauernde Mädchen vom Meere den Geliebten zurückfordert:

Wind, du Wilder, Wind, du Wilder,  
Der du sprichst zum Meere,  
Weß es auf, durchstürm es, frag es,  
Wo mein Liebster wäre.  
Frag wo mein Geliebter weilet,  
Hat's ihn doch getragen,  
Und allwo es ihn gelassen,  
Muß das Meer dir sagen . . .  
. . . . Weint er, wein ich auch, und singt er,  
Sing' ich mit vor Freude,  
Starb er aber, mein Schwarzbrau'ger,  
So sind tot wir beide.

Ob er uns von den zwei Pappeln singt, in die zwei Schwestern verwandelt wurden, weil sie den Burschen, der mit beiden koste, vergiftet haben, ob wir ein Idyll im Bauernheim erleben, immer fühlen wir uns wohl im Bann der Dichtung und dankbar verpflichtet der Übersetzerin, die uns endlich — endlich einen Dichter von so starker Eigenart zuführt.

Damit neben dem Dichter auch der Maler Schewtschenko nicht fehle, hat die Übersetzerin — selbst eine Schriftstellerin und dichtende Malerin, einige Bilder des merk-

würdigen Künstlers dem hübschen Bande angegliedert. Sie lassen uns erkennen, wie der so spät zu uns gelangte Maler-Poet auch mit Pinsel und Palette sein Land, sein Volk liebend umfaßt und dargestellt hat. J. Landau.

### Kölnische Zeitung:

[Taras Schewtschenko.] Wer ist der Mann mit diesem harten knorrigen Namen? Die wenigsten werden ihn bislang gehört haben, und doch sollte die gebildete Welt sich an diesen Klang gewöhnen. Denn Taras Schewtschenko ist ein Dichter von starker ursprünglicher Begabung, der durch den nationalen Schwung seiner Lieder ein ganzes Volk aus den Ketten der Knechtschaft zur Freiheit auferüttelt hat. Als Sohn eines Leibeigenen kam er 1814 in einem Dorf der Ukraine zur Welt. Sein Leben ließt sich wie ein tragischer Roman. . . . .

Es ist das Verdienst der Frankfurter Dichterin Julia Virginia, uns das Lebenswerk Taras Schewtschenkos in einer neuen würdigen Form dargeboten zu haben. Auf rund hundert Seiten giebt sie uns eine feinkundige Auswahl seiner besten Gedichte aus dem Ukrainischen (Leipzig, Xenien-Verlag), die uns so frisch und temperamentvoll anmuten, als wären es moderne Originalschöpfungen. Der künstlerische Reiz dieser eigenartigen lyrischen Sammlung wird noch erhöht durch verschiedene Nachbildungen seiner malerischen Werke, so daß wir uns von der reichen Doppelbegabung dieses seltenen Mannes eine deutliche Vorstellung machen können.

Prof. Dr. Th. Herold.

### Der Tag:

Wer die Verse des ukrainischen Dichters Taras Schewtschenko zum ersten Male liest oder hört, wird hier die Worte Joch und Jammer in ewiger Wiederkehr finden. Und jene Betonung eines steten seelischen Duldertums wird wohl in manchem den Wunsch erwecken, den Lebens- und Entwicklungsgang dieses Sängers kennen zu lernen und den geheimen Zusammenhängen zwischen Lied und Leid nachzuspüren.

Die Entrüstung einer ursprünglich kindersanften, aber durch Unbill jeglicher Art zum Aufruhr gereizten Seele braust in Schewtschenkos Liedern. Sturm trompetet; Ketten klirren; Schwerter rasseln; freie Blide und Sklavenaugen funkeln; Fackeln flammen. Den Dichter

brennt alle Schande und Schmach, die man der Menschheit seit Weltbeginn angetan hat. Manche Verse haben das dumpfe Stöhnen, die erschütternde Klanggewalt und den Schrei lang geknechteter Tiere. In vielen Liedern ist eine heilige Hingabe an die strogende Fülle der Erde, schwingt Liebe zum väterlichen Boden, finden sich aber auch kühne Aufschwünge zum Mutterlande der Seele . . .

Die Übersetzerin, Julia Virginia, sucht durch möglichst genaue Nachbildung des Strophenbaus sowie der einzelnen Zeilen den Eindruck der Urarbeiten zu erwecken. Der Kenten-Verlag, Leipzig, stattete den Band: „Ausgewählte Gedichte“ einfach und vornehm aus. Daß er auch der nicht unansehnlichen malerischen und zeichnerischen Fähigkeiten des Dichters durch Wiedergabe seiner Bilder gedachte, verdient Anerkennung.

Arthur Silbergleit.

### **Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung:**

Julia Virginia, die bekannte Lyrikerin und Herausgeberin von Gedichtsammlungen führt uns hier einen Dichter vor, der in Deutschland so gut wie unbekannt ist, den Nationaldichter der russischen Ukraine, Taras Schewtschenko (1814—1861). Meisterhaft hat die Übersetzerin den schwermütigen Stimmungsgehalt dieser Lieder ihre sangvolle, bildhafte Sprache und das in schlichter Unmittelbarkeit aus ihnen hervorklingende naive Empfinden wiedergegeben. Auch den Versmaßen des Originals folgt sie mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit und soweit eine Übersetzung dies überhaupt zuläßt, ist es ihr in vollkommener Weise gelungen, den Geist russischer oft wehmütig verflatternder, aber stets unendlich wohllautender Poesie in ihre Übertragungen zu bannen, jenes Geistes unaussprechlicher Heimatsliebe, aus dem heraus Schewtschenko singt:

Doch bis dahin will die Lieder,  
Die das Herz mir brechen,  
Still ich sä'n, auf daß sie wachsen,  
Mit dem Winde sprechen;  
Und der Wind aus der Ukraine  
Wird zu deinen Füßen  
Mit dem Tau sie tragen, Bruder;  
Du wirst sie begrüßen,  
Liebend dich in sie versenken,  
Sie mit Tränen tränken  
Und der Berge, Steppen, Gräber,  
Wie auch mein gedenken.

E. von Boetticher.





